

Grosse Ambitionen
Wie das Reusshaus mit seinem Ausbildungsangebot die Kirche erneuern will. **HINTERGRUND 3**

Neues Buch
Dummes Huhn und blöde Sau: Wie wir Tiere beim täglichen Sprechen verunglimpfen. **REGION 9**



Foto: Shutterstock

Schmerzhaftes Urteil
Was eine Anklägerin betet, wenn ein Kriegsverbrecher mit einer milden Strafe davonkommt. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in Ihrer Gemeindebeilage im 2. Bund. **AB SEITE 13**

reformiert.

saemann
Bern Jura Solothurn

Die evangelisch-reformierte Zeitung
Nr. 8/August 2021
www.reformiert.info

Post CH AG

Immer wieder kann etwas schiefgehen

Gesellschaft Das Leben mit dem neuen Virus ist die neue Normalität. Wie ist damit umzugehen? Was verändert sich? Ein Philosoph und ein Epidemiologe ziehen Lehren aus der Pandemie.

Das Schlimmste scheint vorbei zu sein. Das Coronavirus hat zumindest hierzulande seinen Schrecken verloren. Zwar gibt es neue Mutationen, Ungewissheiten auch, Regionen mit steigenden Zahlen. In Spitälern aber ist der Notstand vorbei, ein Aufatmen geht durchs Land.

Die gesunde Distanz

Das sieht auch der Philosoph Wilhelm Schmid so. Der Deutsche zeigt sich zuversichtlich: «Es ist ein absolutes Novum in der Geschichte, dass wir auf eine solche Bedrohung so schnell reagieren konnten.»

Und jedes Mal habe die Menschheit gelernt, bei der Pest, der Cholera und anderen Seuchen. «Wir werden auch aus der Corona-Krise lernen – unter anderem, dass wir mit etwas viel Grösserem zurecht kommen werden: der Klimakrise.»

Ausserdem glaubt der Philosoph, die Menschen hätten im Umgang

mit der Pandemie erkannt, dass es «keinen Sinn hat zu negieren, dass es eine Krise gibt».

Schmid hat weitere Gründe für seine Zuversicht: «Wir wissen nun, wie schön es ist, sich wieder berühren zu können, einfach zu umarmen.» Zwar habe die Pandemie gezeigt, dass die digitalen Hilfsmittel manches erleichtern. Doch zentral sei «die Erkenntnis, dass auch Nicht-Digitalisierung eine wichtige Sache ist», hält der Philosoph fest. Dieses Phänomen hat auch er erst jetzt ganz bewusst entdeckt: «Ein wirkliches Konzert etwa erzeugt eine ganz andere Energie als eine Übertragung.» Atmosphäre entstehe durch physische Präsenz.

Dass es schwierig wird, nun wieder zur Normalität zurückzukehren, glaubt Wilhelm Schmid nicht. «Wir tun es einfach», sagt er. So geht der Philosoph wieder ins Café. Doch dorthin nimmt er das Wissen mit,



Wird alles wieder wie früher, oder bleibt die neue Realität scheps? Touristinnen in Pisa.

Foto: Christian Aeberhard

«Wir wissen nun, wie schön es ist, sich wieder berühren zu können.»

Wilhelm Schmid
Philosoph

dass immer etwas schiefgehen kann. Und dass es hilft, sich zurückzunehmen, alles aus Distanz zu betrachten. «So merken wir, dass wir uns einer alles umfassenden Instanz anvertrauen können.»

Sich am Möglichen freuen

Der Epidemiologe Marcel Tanner teilt diese Zuversicht. Grosse Schritte seien getan, erklärt der Präsident der Akademien der Wissenschaften Schweiz. Zwar steige die Zahl der Ansteckungen nun wieder, «die gute Nachricht ist aber, dass jene der Hospitalisationen und Sterblichkeit

tief bleiben». Entscheidend sei, die Lage zu überwachen, Ausbrüche rasch zu identifizieren und gezielt zu reagieren. Deshalb seien Maskenpflicht im öffentlichen Raum und Verkehr, Hygiene und Abstandhalten weiterhin wichtig.

Die neue Normalität werde anders sein, sagt Tanner. Der Respekt werde bleiben. «Und wir sollten es nicht als Diskriminierung sehen, wenn wir ein Konzert nur getestet, geimpft oder genesen besuchen können.» Wichtig sei die Freude an dem, was möglich sei, betont der Epidemiologe. **Marius Schären**



Foto: zvg

«Als Künstlerin brauche ich neue Impulse»

«Endlich kann ich wieder Freunde treffen. Zum Reden, Essen, Umarmen. Unterwegs neue Kontakte knüpfen, mit meinen Bühnenpartnern proben und auf der Bühne stehen. Noch gibt es wenige freie Termine, um vor Publikum zu spielen, das ist sehr schade. Viel zu Hause zu sein, hat seine schönen Seiten, aber als Künstlerin brauche ich neue Impulse. Erst durch den Kontakt mit den Menschen macht das Leben richtig Spass.» **Aufgezeichnet: ki**

Dodo Hug, Singer-Songwriter, Comedienne



Foto: Anja Zurbrugg/Insel-Gruppe

«Weniger Programm ist mehr Musse»

«Ich freue mich auf den Moment, in dem ein Händedruck nichts Verbotenes mehr sein wird. Darauf, dass wieder ohne Angst Berührungen möglich sein werden, um einfach Menschlichkeit zu leben. Und ich freue mich sogar darauf, dass ich im Bettenhochhaus wieder länger auf den Lift warten darf, weil viele Angehörige das Spital beleben. Privat versuche ich etwas aus der Krise mitzunehmen: Weniger Programm ist mehr Musse.» **Aufgezeichnet: mar**

Kaspar Junker, Spitalseelsorger



Foto: zvg

«Ich freue mich auf die Gemeinschaft»

«Auf das gemeinsame Feuermachen und Kochen im Wald freue ich mich sehr. Bis anhin mussten die Kinder ihr Essen selbst mitnehmen, sogar die Würste durften wir nicht mehr für sie einschneiden. Nun ändert das. Auch die Lager können wieder stattfinden. Die Gemeinschaft hat mir in der Zeit der Pandemie am meisten gefehlt. Auch viele meiner besten Freundinnen sind im Cevi, so waren meine Kontakte privat sehr eingeschränkt.» **Aufgezeichnet: neh**

Jana Spiess, Cevi-Leiterin



Foto: Thomas Meyer

«Das Sägemehl hat mir schon sehr gefehlt»

«Während der Lockdowns hielt ich mich oft im Krafraum fit. Kein Vergleich zum Schwingen! Jetzt habe ich meinen ersten Festkranzsiegerungen, leider ohne Publikum am Innerschweizer Schwingfest. Nach einer derart langen Zeit wieder an einem wichtigen Wettkampf im Sägemehl zu stehen, war trotzdem toll. Umso mehr freue ich mich auf das erste Schwingfest mit wenig Publikum, das Kantonale Luzernische Ende September.» **Aufgezeichnet: ca**

Joel Ambühl, Maurer und Schwinger



Foto: zvg

«Die kleinen Chilbis sind Lichtblicke»

«Weil ich nun geimpft bin, kann ich Menschen wieder unbeschwerter begegnen, Freunde vermehrt ohne Maske sehen. Endlich ist diese Leichtigkeit im sozialen Miteinander wieder da, das ist wahnsinnig schön! Auch gibt es nun an vielen Orten kleine Chilbis, sie sind Lichtblicke für Schausteller, denn Grossveranstaltungen gibt es noch keine. So kann ich Gemeindeglieder im Einsatz besuchen, das freut mich besonders.» **Aufgezeichnet: ck**

Eveline Saoud, Chilbi-Pfarrerin

Bänke weg, Tisch rein: Das gibt zu reden

Raumgestaltung In der reformierten Bündner Kirchgemeinde Felsberg wird ein Projekt realisiert, das zu Kontroversen und Kirchenausritten führt. Im Zuge der Sanierung der rund 700-jährigen Kirche sollen die Bänke entfernt und ein rund neun Meter langer Holztisch in der Mitte des Raums aufgestellt werden, als Symbol für die Gemeinschaft. Momentan stehe der Raum mehrheitlich leer, sagt Pfarrer Fadri Ratti. «Die Umgestaltung erlaubt uns, die Kirche auf Wunsch zu bestuhlen und zum Beispiel einen klassischen Predigtgottesdienst durchzuführen.» Das Ziel sei, einen lebendigen Treffpunkt zu schaffen. Der Beginn der Bauarbeiten ist auf das kommende Jahr festgelegt. **ki**

Videos für Angehörige von Alkoholkranken

Sucht Ungefähr 500 000 Menschen in der Schweiz leiden unter einem Alkoholproblem von Angehörigen. «Sie sind in ihrer psychischen und physischen Gesundheit gefährdet», hält die Organisation Sucht Schweiz in einer Mitteilung fest. Nur wenige der Betroffenen suchten Hilfe, nicht zuletzt, weil sie nicht wüssten, wo Hilfe zu finden sei. Um diesen Menschen noch besser zu helfen, hat die Stiftung jetzt eine neue Website aufgeschaltet, in der anleitende Videos zu finden sind, zudem Falblätter sowie eine Auflistung von regionalen Hilfs- und Selbsthilfeangeboten. Die Videos sind viersprachig und die Texte bewusst einfach verfasst. **heb**

www.nahestehende-und-sucht.ch

Kirchenzentrum in Langendorf wird 50

Ökumene In diesem Jahr feiert das Ökumenische Zentrum im solothurnischen Langendorf sein 50-jähriges Bestehen. Bereits 1964 beschlossen die katholische Pfarrei und die reformierte Kirchgemeinde, ihre beiden Bauprojekte gemeinsam anzugehen. Aus den 125 eingereichten Projekten ging der Zuschlag an den Architekten Manuel Pauli. Es entstand ein Betonbau mit zwei getrennten Kirchen. Zwischen den beiden Gebäuden führt ein öffentlicher Weg hindurch. Im Gesamten bilden sie eine Einheit. 1971 wurde das Zentrum eingeweiht. Es sei «ein Ausdruck einer gelebten Ökumene zwischen der reformierten und katholischen Kirche», heisst es in einer Medienmitteilung. **mar**

Auch das noch

Gott hockt auch im periaquäduktalen Grau

Hirnforschung Falls wieder mal jemand findet, diese Religionen sind an allem Elend schuld – schafft sie endlich ab!, dann können wir gelassen antworten: frommer Wunsch, geht aber nicht. Spiritualität und Religion sind tief in der menschlichen Natur verwurzelt. Das haben Neurowissenschaftler beim Erforschen des periaquäduktalen Grau im Gehirn entdeckt. Und dieser Hirnteil – auch für Schmerz, Angst und Fluchtreflexe zuständig – ist sehr früh in der Entwicklung des Menschen entstanden. **mar**



Begrüntes Bern: Auf dem interaktiven Stadtplan können alle ihren Klimabalkon mit Bild registrieren.

Fotos: zvg

Gutes Klima aus dem Blumentopf

Ökologie Begrünte Balkone kühlen die Stadt, erhitzen aber die Gemüter. Welche Blumen und Gräser sind die richtigen? Und was bringen kleine Grünflächen tatsächlich? Die Aktion Klimabalkone gibt zu reden.

Heftige Gewitter, sintflutartiger Regen, Hochwasser, Hitzerekorde und Waldbrände: Extreme Wetterereignisse schrecken die Menschen weltweit auf. «Viele Leute machen sich Sorgen», sagt Sabine Tschäppeler, Leiterin Fachstelle Natur und Ökologie der Stadt Bern. «Und sie möchten mithelfen, die Auswirkungen der Klimaerwärmung abzumildern und die Artenvielfalt zu erhalten.»

Geranien und Wildpflanzen

Laut der Biologin ist die Bedeutung der Natur in den Städten bisher unterschätzt worden. Heute jedoch sei bekannt, dass auch viele kleine Flächen wertvoll für die Biodiversität seien. «Wer keinen Garten hat, hat vielleicht einen Balkon oder einen Fenstersims: Lebensraum für einheimische Pflanzen und Insekten.»

Um die Bevölkerung zu sensibilisieren, hat das Amt für Umweltschutz die Aktion Klimabalkon lanciert. Sie steht in Verbindung mit dem Themenjahr «Natur braucht Stadt» von Stadtgrün Bern und dem Botanischen Garten Bern. «Ein Klimabalkon muss einfach begrünt sein. Es können auch ausschliesslich Geranien blühen», betont Sabine Tschäppeler. Damit es aber auch den Insekten etwas bringe, brauche es mehr als Geranien.

Deshalb gibt es nun den Biodiversitätsbalkon, auf dem ein Drittel der begrünten Fläche aus heimischen Wildpflanzen bestehen muss. Tschäppeler rät, in einem Topf eine Blumenwiese anzulegen und die verblühten Stauden erst im Frühjahr statt im Herbst zu schneiden, um Insekten das Überwintern zu

«Die Bedeutung der Natur in der Stadt wurde lange unterschätzt.»

Sabine Tschäppeler
Biologin

ermöglichen. Auf invasive Neophyten wie Kirschlorbeer soll verzichtet werden, ebenso auf Pestizide und mineralische Dünger.

Zu geringe Wirkung

Dass begrünte Balkone gut fürs Stadtklima sind, weiss auch Sabine Reber. Doch die Gartenexpertin und Buchautorin sieht die Mitmachakti-

on der Stadt kritisch. «Klimabalkone sind gut gemeint, bringen aber viel zu wenig», lautet ihre Einschätzung. «Um gegen die Erhitzung anzukommen, braucht Bern Tausende zusätzliche Bäume. Und grosse versiegelte Flächen, etwa geteerte Plätze, müssen renaturiert werden.»

Grosse Blattmasse nötig

Auch die vorgeschlagenen einheimischen Pflanzen seien wenig wirkungsvoll. «Mohnblumen etwa blühen nur kurz, und mit ihren kleinen Blättern verdunsten sie kaum Wasser.» In den letzten zehn Jahren habe sich die Klimasituation dramatisch verändert, fährt Reber fort, darauf müsse die Stadt entschieden reagieren. «Wenn sie den Bienen nichts nützen, schaden Geranien dem Klima trotzdem nicht.» Wichtig sei, dass es mehr Pflanzen gebe, egal ob einheimisch oder nicht.

Die Biologin Sabine Tschäppeler betont, die Stadt reagiere sehr wohl. Und Bern sei eigentlich vorbildlich. «Während der Anteil der Baumfläche im Schweizer Siedlungsraum in den letzten 24 Jahren um 9,9 Prozent zurückgegangen ist, hat er in der Stadt Bern um 17,8 Prozent zugenommen.» Katharina Kilchenmann

www.bern.ch/naturbrauchtstadt

Kommentar

Wir müssen das Kind beim Namen nennen

Minderheiten Manche nervt das Thematisieren von Anliegen diverser Benachteiligter. Aber es ist ganz einfach nötig.

In Kommentarbereichen online und auf Leserbriefseiten gibt es regelmässig rote Köpfe, wenn es um Anliegen von nicht heterosexuellen Menschen, Feministinnen, Flüchtlingen oder anderen Minderheiten geht. Die sollen sich nicht so anstellen! Haben wir keine anderen Probleme? Denen geht es wohl zu gut. Solche Worte sind verbreitet zu lesen oder in Gesprächen zu hören. Beim 17. Gendersternen in einem Text denke auch ich manchmal: Jetzt reicht's aber. Doch ich behalte das für mich. Denn Ungleichheiten zur Sprache zu bringen und zu diskutieren, ist notwendig – falls es uns wirklich ein Anliegen ist, die Lage von Benachteiligten möglichst zum Gerechten hin zu verbessern.

Auch ökonomisch wichtig

Nehmen wir den Aufreger geschlechtsneutrale Sprache. Überflüssig, umständlich, unschön seien Doppelformen wie Schüler und Schülerinnen, Sonderzeichen wie Lehrer:innen oder Binnenversalien wie MalerIn. So wird ästhetische Kritik geäussert. Oder gesagt, es seien selbstverständlich alle mitgemeint, wenn von Ärzten die Rede ist. Nun zeigen aber viele Studien in verschiedenen Sprachen durchs Band: Hören und lesen wir einfach männliche Formen, denken wir auch zuerst an Männer. Wird eine bestimmte Gruppe bloss «mitgemeint», nehmen wir sie nicht wahr. Das geschieht erst, wenn sie explizit auch genannt ist. Dass diese Tatsache eigentlich auch akzeptiert wird, zeigt ein Spezialbereich der Publizistik: In Stelleninseraten wird geschlechtergerechte Sprache ziemlich konsequent umgesetzt. Vielleicht, weil es ökonomisch Sinn ergibt? Solche Inserate werden erwiesenermassen von allen als attraktiver wahrgenommen.

Benennen, was falsch läuft

Und der Befund beschränkt sich nicht nur auf Geschlechtergerechtigkeit. Eine internationale Studie der Uni Zürich mit über 11 000 Befragten untersuchte, wie Minderheiten gestärkt werden können. Egal, um welche der eingangs erwähnten Gruppen es geht: Der Befund zeigt deutlich, dass sich die Benachteiligten bestärkt fühlen, sich auch selbst zu engagieren, wenn Ungleichheiten und Diskriminierungen thematisiert werden. Beispielsweise mit Fahrenden bloss übers Wetter zu reden, nützt also nichts. Wollen wir missliche Lagen verbessern, müssen wir benennen, was falsch läuft.



Marius Schären
«reformiert.»-Redaktor
in Bern

Privates Institut will neuen Kirchenberuf etablieren

Ausbildung Das Institut im Reusshaus in Luzern lehrt neu «Theologie und Gemeindebildung». Hinter dem Projekt stehen prominente Köpfe der reformierten und der katholischen Kirche.

Zu kontemplativer Klaviermusik erzählt Novizin Delia Klingler vom Diakonissenhaus Riehen über ihren Einstieg ins Klosterleben. «Gott kommt uns entgegen, wenn wir auf der Suche sind», sagt sie in einem Video. Auch andere Gläubige legen Zeugnis ab, etwa Xandi Bischoff von der Kommunität Don Camillo. Die Botschaft: Der Weg zum Glauben ist voller Überraschungen.

Diese «geistlichen Impulse» werben nicht für ein spirituelles Seminar in einem Bildungshaus. Auf der Website des Instituts im Reusshaus in Luzern verkaufen sie vielmehr eine ökumenische Ausbildung. Ab diesem Herbst können sich interessierte Katholiken und Protestanten zum ersten Mal in «Theologie und Gemeindebildung» ausbilden lassen.

In der Kirchenlandschaft sorgte die Privatinitiative für Aufsehen, nicht zuletzt wegen der prominenten Personen, die dahinterstehen: Co-Leiterin des Instituts ist die reformierte Pfarrerin Sabine Brändlin, die im Frühling 2020 aus dem Rat der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS) zurückgetreten ist. Im Beirat sitzt Abt Urban Federer vom Kloster Einsiedeln.

London als Inspiration

Den Impuls für das Projekt gaben Reisen nach London. Organisiert hat sie Walter Dürr, Direktor des Studienzentrums für Glaube und Gesellschaft der Universität Freiburg und ebenfalls im Beirat. Er besuchte dort mit Kirchenvertretern mehrfach das St Mellitus College, eine junge Ausbildungsstätte der anglikanischen Kirche. Anhänger verschiedenster theologischer Richtungen studieren dort fürs Pfarramt oder eine akademische Laufbahn. Viele haben einen charismatischen oder evangelikalen Hintergrund. Zu diesem Schluss kommt die Church of England selbst in ihrer Evaluation.

Neben der Theologie bekommt die Spiritualität viel Raum. Brändlin hat «die Verbindung der Liebe zu Gott, der Begeisterung für die Kirche und der Leidenschaft für gute Theologie miteinander sehr beeindruckt». Sie fuhr zuerst als Teilnehmerin mit und hat später weitere Reisen mitorganisiert. Ihr war klar:



Vieles ist noch im Fluss: Das ökumenisch ausgerichtete Institut Reusshaus in Luzern.

Foto: Fabian Biasio

«Etwas Ähnliches könnte auch in der Schweiz spannend sein.»

Der Versuch, das Londoner Modell zu übertragen, erlitt Rückschläge. Die Hoffnung, die Ausbildung an theologische Fakultäten anzubinden, zerschlug sich nach Gesprächen mit den Universitäten. Auch gelang es Brändlin nicht, das Projekt unter der Ägide der EKS zu initiieren. «So haben wir entschieden, die Initiative selbst zu ergreifen.»

Undurchsichtig ist die Finanzierung der Ausbildung. Studierende sind in 40-Prozent-Pensen in einer Gemeinde oder Pfarrei angestellt und zahlen für den dreijährigen

Lehrgang 8400 Franken im Jahr. Geld kommt auch von Privatpersonen und Stiftungen. Namen legt Brändlin nicht offen. «Auf Wunsch der Stiftungen», wie sie sagt.

Als Dozent aufgeführt ist Ralph Kunz, Theologieprofessor der Universität Zürich. Er hält am Reusshaus mit einem katholischen Kollegen ein Seminar zur Ekklesiologie. Der pionierhafte ökumenische Ansatz habe ihn angesprochen, sagt er. Auch sieht er «eine interessante Verbindung zwischen Theologie und Spiritualität». Noch fehle für die Absolventen aber die Zuordnung zu bestehenden kirchlichen Berufen,

räumt Kunz ein. «Das ist der Knackpunkt, denn einen Abschluss ohne Anschluss darf es nicht geben.»

In der Lücke zum Pfarramt

Den Beruf der Gemeindebildung gibt es in der reformierten Kirche nicht. Ralph Kunz sieht aber zwischen Pfarramt und Sozialdiakonie eine «Lücke für einen supportiven Beruf zur spirituellen Begleitung». Pfarrpersonen seien oft ausgelastet mit Gottesdiensten, Kasualien oder Konfirmationsunterricht. Viel, was die Gemeinde stärke, bleibe liegen.

Brändlin stellt sich vor, dass Absolventen Projekte für frisch Kon-

firmierte auf die Beine stellen oder Kirchenpräsenz in einem Neubaugebiet markieren könnten. In eine ähnliche Richtung gehen Kurse im Bereich «Pioneer Ministry», die das Konkordat für die Pfarrausbildung mit der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften konzipiert hat. Thomas Schaufelberger, Leiter der Aus- und Weiterbildung der Pfarrpersonen in den Konkordatskirchen, blickt daher eher skeptisch auf das private Institut: «Erst einmal braucht es eine Diskussion über die Abgrenzung der verschiedenen kirchlichen Berufe», sagt er.

Neben den theologischen Fakultäten ist für kirchliche Berufe bei den Reformierten vor allem die Höhere Fachschule TDS Aarau relevant, die auf Sozialdiakonie und Katechetik ausgerichtet ist. Das be-

«Das ist der Knackpunkt, ein Abschluss ohne Anschluss darf nicht sein.»

Ralph Kunz
Theologieprofessor

stehende Ausbildungsangebot und das noch fehlende Berufsbild dürften Gründe sein, warum das Reusshaus bei den Reformierten bisher auf wenig Anklang stösst. Im ersten Jahrgang ist nur eine Person reformiert, neun sind katholisch. Die Konferenz der deutschsprachigen Bistümer der Schweiz hat positive Signale ausgesandt. Sie will die Qualität der Ausbildung und Anschlussmöglichkeiten evaluieren.

Mit einigen reformierten Kantonalkirchen sind Gespräche angelaufen. Schaffhausen prüft, ob Studierende für den praktischen Teil der Ausbildung in Kirchengemeinden angestellt werden können. Kirchenratspräsident Wolfram Kötter sieht «spirituell geprägte Menschen mit Sendungsbewusstsein als Bereicherung» und erhofft sich mit Blick auf den Pfarrmangel Entlastung durch künftige Absolventen.

Die Zürcher Landeskirche winkt ab. «Wir sind gegenwärtig nicht an einer Zusammenarbeit interessiert», sagt der Kirchenratspräsident Michel Müller auf Anfrage. «Unter anderem, weil die Finanzierung nicht transparent ist.» Cornelia Krause

Kommentar

Zuerst das Versteckspiel beenden

Das Reusshaus muss vorerst kleinere Brötchen backen als erhofft. Das schadet dem Institut nicht, die Geheimnistuerei um das Geld hingegen schon.

Das Reusshaus wollte hoch hinaus und als eidgenössische Ausgabe des St Mellitus College nichts weniger als beidseits der Konfessionsgrenzen die Kirche erneuern. Die Glut des Glaubens sollte mit der an der Universität gelehrt Theologie verbunden, der Gemeindeaufbau neu angefasst werden.

Die richtigen Fragen

Was nicht ist, kann zwar noch werden. Doch vorerst werden in Luzern kleinere Brötchen gebacken. Eine Brücke zum Theologiestudium fehlt. Landeskirchen, die ihr Ausbildungssystem selbst weiterentwickeln, reagieren unterkühlt auf die private Initiative. Die Zurückhaltung erstaunt nicht. Das Reusshaus hat sich ein eigenes Berufsbild gezimmert, ohne zuvor die Kirchen eingehend zu konsultieren. Wer derart über-

zeugt ist von seinem Angebot, hätte sich vielleicht früher nach der Nachfrage erkundigen sollen. Dass das Institut hinter seinen ursprünglichen Ambitionen zurückbleibt, könnte sich freilich als sein Glück erweisen. Ohne grossen Druck experimentiert es sich leichter. Und experimentelle Räume hat die Kirche nötig.

So stellt sich die Frage, wie dicht eine Kirche ihr Pfarrstellennetz angesichts sinkender Mitgliederzahlen noch knüpfen kann. Zugleich wird der Gemeindeaufbau kleinteiliger, persönlicher, vielfältiger und damit zeitintensiver, wenn die selbstverständliche Bindung zur Kirche bröckelt. Konfessionelle Grenzen verschwimmen, weil die Volkskirche zu einer Minderheit unter vielen wird. Bibelgruppen mit Reformierten und Katholikinnen, Pietisten und Agnostikerin-

nen können eine Bereicherung sein. Für deren Leitung braucht es kein abgeschlossenes Theologiestudium, akademisches Grundwissen ist aber dringend nötig. Gelingt es dem Reusshaus, das historisch-kritische Bibelstudium mit charismatischen Elementen auszusöhnen, ist viel gewonnen.

Die fehlenden Antworten

Voraussetzung für den Erfolg der Ausbildung in Luzern ist, dass sie sich als ökumenische Ergänzung zu bestehenden Bildungswegen in der Kirche versteht, nicht als Konkurrenz. Ein Lehrgang, der Gemeindeglieder am Gemeindeaufbau beteiligt und zum Priestertum aller Gläubigen befähigt, wäre reformiert im besten Sinn. Bevor sich eine Kirche allerdings auf eine Kooperation mit dem Reusshaus einlässt, sollte sie das

Ende der Geheimnistuerei einfordern. Bei anderen Religionsgemeinschaften pocht die Politik auf Transparenz bis hin zur Forderung nach einem Verbot ausländischer Finanzhilfen für Moscheen, das im Nationalrat einst nur knapp gescheitert ist.

Und dann soll gleichzeitig ein Institut, das Mitarbeitende öffentlich-rechtlich anerkannter Kirchen ausbilden will, die Namen der offenbar international tätigen Stiftungen, die seinen Betrieb finanzieren, verheimlichen dürfen? Die Frage ist rhetorischer Natur.



Felix Reich
«reformiert.»-Redaktor
in Zürich



Finden Sie im Sommerrätsel den Lösungssatz und gewinnen Sie einen tollen Preis!

	1	2		3		4	5	6		7	8		9		10	11	12
13				14						15					16		17
18			19			20							21				
22			23		24					25	26	27					28
	29	30								31				32	33		
34				35						36				37			38
		39	40			41		42						43			44
45	46				47			48			49	50					
51											52				53		
54								55			56					57	58
59				60			61							62			
63		64	65								66		67				68
69										70			71				
		72															73
	74									75							
											76						



1. Preis

Eine Übernachtung inklusive Vollpension für zwei Personen in der Auberge du Mouton in Porrentruy im Wert von 250 Franken. Geniessen Sie das stilvoll renovierte Hotel im historischen Städtchen im Jura.
www.dumouton.ch



2.- 3. Preis

Zwei Gutscheine im Wert von je 100 Franken für das Romantik-Hotel Bären in Dürrenroth. Entdecken Sie das Emmental mit seiner Gastlichkeit, Kulinarik, Geschichte und der Ursprünglichkeit der Natur.
www.baeren-duerrenroth.ch



4.- 10. Preis

Je ein Gutschein für eine Retourfahrt mit der Seilbahn Weissenstein auf den Hausberg der Stadt Solothurn (1280 Meter ü. M.). Zum Wandern, Biken, Staunen und Geniessen.
www.seilbahn-weissenstein.ch

Fotos: zvg

Lösungssatz

Waagrecht

1 sie wurden im Mittelalter auch als «dritter Fuss» der Wanderer bezeichnet 10 solcher Gesang ertönt in den Klöstern am Jakobsweg 13 kann nach der Pandemie auch Pilger*innen wieder erfrischen 14 eine besondere – für Rollstühle! – wird von Konstanz nach Einsiedeln führen 15 ?????? 17 dieser grosse Schauspieler agierte auch in «Sandalenfilmen» wie «Quo vadis?» (I) 18 ein Motiv vieler Pilger*innen ist, ... zu erlangen 20 er darf auch mit auf den Jakobsweg 21 wer sie – die Schöpfung – liebt, kommt unterwegs mannigfaltig auf seine Rechnung 22 als Kabarettistin, Schauspielerin und Sängerin grosse Klasse: *1921 (I) 23 dank 40 sr+74 wr können wir manchen ... Tropfen geniessen 25 sein Werk, Gullivers Reisen, erweckt Jugenderinnerungen 28 liegt auf dem Jakobsweg Bregenz-Einsiedeln (Akz.) 29 sie wird seit der Antike als Heilmittel eingesetzt 32 das Chemiezeichen für Quecksilber 34 ??? 35 verkörperte Cyrano de Bergerac, Rodin oder Obelisk (I) 36 gilt in einigen Religionen als unrein, als Nahrungstabus (engl.) 37 auch Laos und Kambodscha gehörten zu diesem Reich, das

heute Thailand heisst 39 «Blos e chlini Stadt», «De Tuusigfüessler Balthasar» erfreuen nicht nur Kinderherzen (I) 42 nicht nur teure Wässerchen, auch Statements können so sein 43 «Links sind Bäume, rechts sind Bäume – und dazwischen Zwischenräume.» 45 für viele war es eine gute ..., am Jakobsweg eine Herberge zu eröffnen 48 mit dieser Gangart braucht man einige Tage mehr 51 ist die Begeisterung ... – lässt man es lieber bleiben 52 «Geh nicht hinter mir, vielleicht führe ich nicht.» Zitat dieses franz. Dichters (I) 53 Jahwe, Adonai, Elohim oder einfach ... 54 Made-moiselle chante le blues – schon oft in Zürich (I) 56 ??? 57 die meisten Einwohner*innen dieses Dorfes wurden von Albert Anker gemalt 59 sie im Film: Pulp Fiction – er in San Remo: ti amo (I) 60 der vielfach verfilmte Kommissar von Georges Simenon 62 ??? 63 ist an der Übersäuerung der Muskulatur schuld 67 eine Etappe des Jakobsweges führt durch Urnäsch (Akz.) 68 nicht vor Fontaine, aber vor Corbusier 69 unsere Geranien gehören zu dieser artenreichsten Gattung der Pflanzenfamilie 72 diese deliziose Meerfrucht ist auch mit dem Vorspann «Pilger» bekannt 74 der doppelten Sonnenbestrahlung

wegen bevorzugen sie Hänge an Gewässern 75 das Motto gilt nicht nur im Pfadfinder: jeden Tag eine gute ... 76 dieses Dorf im Klettgau war bis zur Reformation ein Wallfahrtsort

Senkrecht

1 dieser Staat ist wegen seinem Kanal und seinem Hut in vieler Leute Mund 2 sie half ihrem Mann Friedrich, die Bodenschwingschen Stiftungen Bethel aufzubauen 3 dieser Journalist und Moderator darf im Fernsehen direkte Fragen stellen 4 dieser Tätigkeit ist auf Wanderungen genügend Zeit einzuräumen 5 den Glücklichen schlägt keine ... (frei nach Friedrich Schiller) 6 SRFnews ?? (engl.) 7 ..lingue – ..gott – ..polar 8 ein grosser Fluss – rätoromanisch 9 eine Sehenswürdigkeit dieser Stadt: die Reformatoren im Parc des Bastions 11 die Werke von Komponisten sind so nummeriert – nicht aber Life Is Life 12 viele Wanderwege führen an mancher ... vorbei 13 aus der SVP gewachsen 16 Waltzing ... – ein Hit von Harry Belafonte (Name deutsch) 19 ??? 24 ... Zeppelin kannte solche Leuchten noch nicht 25 der alt Bundesrat musste ... fest argumentieren 26 ??? 27 sieben

mal sieben gibt nicht nur feinen Sand, auch ... (in röm. Zahlen) 30 auf diesem Gebirgszug wird Trekking mit Lamas angeboten 31 Bunt-, Grün- oder Grau-, aber keine Schluck... 33 von einer ... hinuntersehen – in eine, die ausstellt 37 diese Kurzform von heilig ist auch im Ziel des Jakobsweges enthalten 38 manche Wegstrecken führen auch dem ... Méditerranée entlang 40 viele Gebiete, in denen er angebaut wird, umsäumen den Jakobsweg 41 Bunt kickt gut – ... kulturelle Teams beweisen es immer wieder 42 diese Fernsehfrau (I) war im Bündnerland auf dem Jakobsweg unterwegs 44 ????????? 45 es braucht solche, damit man sich auf eine beschwerliche Pilgerfahrt wagt 46 lieber in der Schule als im Staat 47 er wird distanzmässig von vielen Etappen des Jakobsweges übertroffen 49 das haben die Lenzerheide und Donatellas Evergreen gemeinsam: ...lolà 50 frage: «bin ich nicht ein Genie?» – Felswände und Mauern geben dir die Antwort 55 Grundfläche mal Höhe ergibt sein Volumen 58 früher ein Traum für unsere Eishockeyaner – heute gehören einige dort zu den Besten (Abk.) 60 so ein Tick/Spleen kann auch eine lebenswürdige Verrücktheit sein 61 «Wem

Gott will rechte ... erweisen, den schickt er in die weite Welt.» 62 lieber pastell als das gesuchte Gegenteil in Aeschbis Fernsehsendung 64 geschlafen wird nicht in der Kombüse, sondern hier 65 diese Gangart wird von Zweibeinern nur auf kurzen Strecken eingehalten 66 zwölf davon braucht es für ein Fuessmässli, einen Foot 67 das erste von Tausenden Mordopfern der Biblischen Geschichte 70 wichtig beim Film, bei Golfturnieren und auch beim Barber 71 ich hoffe, dass Sie in der letzten 5sr viele solcher Erlebnisse hatten 73 schliesst die Enklave CH ein oder aus I = Initialen, Akz. = Autokennzeichen, Umlaute = ein Buchstabe
Rätselautor: Edy Hubacher

Lösung

Die Lösung ergibt eine Weisheit, die schon Konfuzius einst entdeckte. Den Lösungssatz bis 13. August senden an: wettbewerb.bern@reformiert.info oder: Redaktion «reformiert.» Bern, Postfach 312, 3000 Bern 13

INSERATE

Suchen Sie eine altersgerechte Mietwohnung?

Möchten Sie Ihr Eigentum verkaufen?

Kontaktieren Sie uns. Wir beraten Sie gerne.

www.zollinger.ch
T 031 954 12 12, info@zollinger.ch

www.go-bern-west.ch

GO BERN WEST
WOHNRAÜME SO INDIVIDUELL WIE SIE

Ab September 2021: moderner Wohnkomfort im Westen von Bern: 2.5- bis 4.5-Zimmerwohnungen

Weitergeben – weiterwirken
Jetzt und in Zukunft

mission 21
evangelisches missionswerk basel

Ja, ich möchte mehr erfahren. Bitte senden Sie mir Ihren Ratgeber zum Thema Legate «Ihr Vermächtnis an die Zukunft».

Name _____
Adresse _____

Senden an: Mission 21, Postfach 27, 4009 Basel
Oder bestellen per Mail: info@mission-21.org

Mission 21 setzt Zeichen der Hoffnung für eine gerechtere Welt. www.mission-21.org

DOSSIER: Am Gericht

«Meine Arbeit ist fundamental wichtig für die Gesellschaft»

Journalistin Gerichtsreporterin Brigitte Hürlimann will die besten Argumente aller Parteien wiedergeben und die Urteile nachvollziehbar machen. Schliesslich sei dies fundamental für eine demokratische Gesellschaft. Den Begriff Gerechtigkeit meidet sie.



Gerichtsberichtersteratterin mit Leib und Seele: Brigitte Hürlimann (Dritte von rechts) beschreibt Prozesse mit viel Fachwissen und grosser Demut.

Illustration: Robert Honegger

Nach dem Gespräch mit Brigitte Hürlimann bleibt vor allem ein Eindruck: Ja, sie ist Gerichtsreporterin mit Leib und Seele und mit viel Wissen und grosser Demut.

Die 58-jährige Journalistin und promovierte Juristin sagt gleich am Anfang: «Mit 23 kam ich als Reporterin zum Tagi, Berichterstattung aus dem Gericht war Pflichtstoff. Das hat mich vom ersten Tag an gefesselt und begeistert. Und so ist es heute noch.» So schätzt sich Hürlimann glücklich, dass ihre aktuelle Arbeitgeberin «Republik» eine eigene Rubrik dafür pflegt.

Die Gefahr der Prävention

Alle Tragödien des menschlichen Lebens spielen sich im nüchternen Gerichtssaal ab. «Ich habe nirgendwo sonst so viel gelernt über das Leben, über Schmerz und Verlust.»

Hürlimann schätzt die kontroverse Diskussion, in der um Lösungen gerungen wird. Gestritten werde

sachlich. «Ganz anders als im Parlament», ergänzt sie und lächelt.

Immer klarer wurde ihr mit der Zeit: «Die Begriffe «gut» und «böse» sind nicht so einfach zuzuordnen.» Denn mit dem humanen Strafvollzug sei eine andere Haltung zentral: «Auch ein Mörder ist nie nur ein Mörder. Er kann humorvoll sein, charmant – eine vielschichtige Person.» Wirklich böse seien wohl nur ganz wenige Menschen.

Hürlimann beobachtet, dass diese Grundhaltung zunehmend unter Druck gerät. Der gesellschaftliche Konsens verschiebe sich zu stark in Richtung Prävention, kritisiert sie. Mit Urteilen werde versucht, künftige Verbrechen zu verhindern, und damit in der Konsequenz in Kauf genommen, dass Menschen auf Vorrat eingesperrt bleiben.

Zugleich gerate der letzte Teil des Ablaufs im Strafrecht zunehmend aus dem Blick: der Auftrag, die Verurteilten nach Verbüßung ihrer

Strafe wieder zu integrieren. Ebenfalls «hochproblematisch» findet die Juristin das Wahlverfahren für das Richteramt. «Dass man einer bestimmten Partei angehören muss, ist inakzeptabel und wird unter anderem auch von der europäischen Antikorruptionsbehörde kritisiert», sagt Brigitte Hürlimann.

Vehemente Rechtfertigung

Geht es darum, die journalistische Arbeit zu rechtfertigen, wird Hürlimann energisch. Gerichtsberichterstattung sei «absolut fundamental wichtig» für die Gesellschaft. Die Bevölkerung müsse nachvollziehen können, wie gerichtet werde. Die Urteile der Richter verständlich zu machen, sei «für den Rechtsfrieden unabdingbar». Diesen Satz wiederholt sie im Gespräch gleich dreimal.

Die Arbeit am Gericht sei viel zu wenig bekannt, findet die Juristin. «Das schockiert mich immer wieder. Kaum jemand weiss, dass Ge-

richtstermine grundsätzlich öffentlich sind. Das ist ein Grundpfeiler der Demokratie und Gesellschaft!»

Hürlimann versucht, möglichst zugänglich zu beschreiben, was das Gericht tut, wie die Urteile zustande kommen und welche Regeln gelten, wie die ganzen Abläufe funktionieren. Dieses Wissen fehlte ihr zu Beginn ihrer Reportertätigkeit. Mit der

Künstler und Dauergast im Gerichtssaal

Robert Honegger hat bereits unzählige Angeklagte, Richter und Staatsanwältinnen gezeichnet, meistens für den «Tages-Anzeiger». In der Schweiz ist das Fotografieren vor Gericht verboten. Honegger wurde 1955 in Oberrieden geboren. Studienaufenthalte führten ihn nach Paris und New York. Für «reformiert.» war der Illustrator und Maler bei allen Gesprächen dabei.

Töchterhandelsschule als Ausbildung realisierte sie, dass sie im Gericht fachlich «eine Schicht nicht durchdringen» konnte.

Die Journalistin schrieb sich mit 32 an der Universität Freiburg ein und schloss 2004 mit einer Dissertation ab. 15 Jahre später verlieh ihr die Universität Bern den Ehrendoktor. Das ehre sie, doch sei ihr stets bewusst, dass sie nur einen Teil der Geschichte kenne. Sie verfolgt, was im Gerichtssaal passiert, von der Untersuchung weiss sie wenig. «So habe ich Demut vor jedem Prozess.»

Fairness reicht vollkommen

Was Gerechtigkeit ist, weiss Hürlimann nicht. Gerecht zu sein, sei ohnehin ein zu hoher Anspruch. Sie meidet das Wort, «subjektiv, zu abstrakt und philosophisch» sei es. Lieber braucht sie den Begriff Fairness. «Wir müssen faire Prozesse führen, dann haben wir eigentlich fast alles erreicht.» Marius Schären

«Ich erkenne ziemlich gut, wenn jemand lügt»

Richterin Schuldig oder nicht, darüber hatte Marianne Heer als Ober- richterin zu entscheiden. Ihr Menschenbild litt durch die Arbeit mit Straf- tättern nicht. Sie interessierte sich für die Geschichten hinter den Taten.



Niemanden unschuldig zu verurteilen, war ihr wichtigstes Ziel: Marianne Heer (links).

«Ich setze mich für ein faires Verfahren ein»

Strafverteidigerin Tanja Knodel hatte schon als Jugendliche Mühe, wenn Leute ihre Position ausnutzen. Die Anwältin stellt sich deshalb auf die Seite jener, die vor Gericht einer besonders grossen Macht gegenüberstehen.



Vor einem wichtigen Prozess schläft sie noch immer schlecht: Tanja Knodel (links).

Ihr Leben als frisch pensionierte Richterinnen ist gerade etwas turbulent. Eines ihrer Tiere ist krank, das bringt viel Unruhe. Marianne Heer und ihr Mann leben mit drei Hunden, acht Katzen und drei Pferden. «Tiere geben uns sehr viel: Sie sind unmittelbar, und im Gegensatz zu den Menschen lügen sie nicht.»

In ihrer Arbeit als Richterinnen war die Unterscheidung zwischen Lüge und Wahrheit zentral. Um zu einem tragfähigen Urteil zu kommen, verschaffte sie sich zuerst aufgrund der Akten ein Bild. Beim Prozess selbst blieb dann, wenn überhaupt, meistens nur wenig Zeit, mit den Beschuldigten zu sprechen.

Die persönliche Begegnung war Heer dennoch enorm wichtig. «Natürlich wäre es anmassend zu sagen, ich kenne jemanden nach einer Viertelstunde.» Dennoch traut sie sich nach über 30 Berufsjahren eine grosse Menschenkenntnis zu. «Ich erkenne ziemlich gut, wenn jemand lügt.» Die unzähligen Prozesse haben ihre Intuition geschärft. «Aus der Art, wie und wann jemand was sagt, lässt sich viel ableiten.»

Fakten und Intuition

Die Intuition ist freilich nur ein Aspekt für die Urteilsbildung. Immer wieder kam es vor, dass das Gefühl nicht mit der Faktenlage übereinstimmte und ein Angeklagter beispielsweise im Lauf des Verfahrens entlastet wurde. Damit hatte Heer kein Problem. «Mein oberstes Ziel als Richterinnen war es, keine Unschuldigen zu verurteilen.» So konnte sie bei einem Freispruch gut damit leben, den Angeklagten zu Beginn falsch eingeschätzt zu haben.

Die 65-jährige ehemalige Oberstaatsanwältin und Kantonsrichterin interessiert sich für die Men-

schen und das, was sie antreibt. Ihr Spezialgebiet sind Straftäter mit psychischen Krankheiten. Vor zehn Jahren gründete sie das Forum Justiz und Psychiatrie, das angehende Juristinnen und Juristen ausbildet.

«Es ist immer, aber ganz besonders bei psychisch kranken Menschen wichtig zu fragen, weshalb eine Tat begangen wurde, welche Umstände dazu geführt haben.» Nur so sei es möglich, Urteile zu fällen, die die Interessen des Staates, der Opfer, des Täters und der Gesellschaft zugleich berücksichtigten.

Der Mensch bleibt ein Tier

Dass die Öffentlichkeit nach einem schweren Verbrechen eine angemessene Strafe fordert, ist für Heer mehr als verständlich. «Begangenes Unrecht muss gesühnt werden.» Doch das Ziel einer Strafe sei nicht Vergeltung, vielmehr gelte es, weiteres Unheil zu verhindern.

Heer findet es bedenklich, dass es nach der Liberalisierung des Strafrechts in den 70er- und 80er-Jahren nun eine Gegenbewegung gibt, die härtere Strafen und mehr Kontrolle und Sicherheit fordert. «Es braucht Strafen, die ernst genommen werden, doch Sühne allein nützt den Opfern nichts und bringt unter Umständen die Gesellschaft in Gefahr.»

Heer ist überzeugt, dass selbst umfangreiche Gutachten den Menschen nie restlos erfassen. Richter könnten nur eine Prognose stellen und das Urteil danach ausrichten.

Der Mensch sei letztlich ein Tier. Eines mit einer höheren Intelligenz und dem Instinkt eines Raubtiers: fressen oder gefressen werden. «Natürlich bemühen wir uns, aggressive Impulse zu kontrollieren, doch gelingt das nicht immer und nicht allen.» Katharina Kilchenmann

Schon als Schülerin standen Tanja Knodel die Haare zu Berge, wenn ein Lehrer demonstrierte, dass er mehr Macht als die Schüler besass. Heute lösen zuweilen Polizisten und Staatsanwälte dieses Gefühl in ihr aus. Die 46-Jährige sitzt in ihrer Kanzlei Müller Knodel + Partner am Tisch, an dem sie auch ihre Mandanten empfängt, und sagt: «Ich mag es nicht, wenn jemand einen Beruf mit einem Machtprimat hat und dieses missbraucht. Das hat mit dem Alter noch zugenommen.»

Tanja Knodel vertritt als Verteidigerin Menschen, die einer besonders grossen Macht gegenüberstehen: dem Staat. Ihre Aufgabe ist es, am Gericht dafür zu schauen, dass den Beschuldigten allfällige Verstösse prozessual korrekt nachgewiesen werden und sie im Fall eines Schuldspruchs angemessene Strafen erhalten. «Auch wer gegen das Gesetz verstossen hat, besitzt in unserem Land das Recht auf einen fairen Prozess.» Leider würden die Verfahren nicht immer sauber ablaufen. «Im Zweifel für den Angeklagten? Das erlebe ich oft anders.»

Beweislast liegt beim Staat

Knodels Name tauchte im Frühling in vielen Medien auf, weil sie durch die geplante Verschärfung des Sexualstrafrechts ein wichtiges Gut bedroht sieht: dass nicht mehr der Staat die Schuld, sondern der Verdächtige, dem eine sexuelle Gewalttat vorgeworfen wird, seine Unschuld beweisen muss. Die Umkehr der Beweislast wäre in ihren Augen das Ende des Rechtsstaats.

Grundsätzlich gilt die Unschuldsvermutung immer, ausser wenn die Schuld erwiesen ist, etwa weil sich jemand selbst anzeigt, in flagranti erwischt wird oder belastendes Vi-

deomaterial vorliegt. «In solchen Fällen ist es meine Aufgabe, dafür zu sorgen, dass das Verfahren fair abläuft, mein Mandant nur für die begangene Tat verantwortlich gemacht wird und das Strafmass nicht unpassend hoch ausfällt, weil persönlich gefärbte Meinungen hineinspielen», sagt Knodel. Beispielsweise weil der Beschuldigte eine bestimmte Hautfarbe habe.

«Ist die Schuld aber nicht bewiesen, und der Mandant erzählt mir einermassen plausibel, warum er kein Täter ist, gehe ich von seiner Unschuld aus.» Selbst wenn viele Indizien dagegensprechen. «Es gibt immer wieder Ereignisse und Zufälle, von denen man denkt, dass sie nicht möglich sind.» Zweifle sie an der Version ihres Mandanten, sage sie ihm das jeweils. «Wenn ich vor Gericht verteidige, stehe ich zu jedem Wort, das ich sage.»

Abzweigungen ins Chaos

Die Anwältin hat keine Mühe, Menschen zu verteidigen, die Schlimmes getan haben. Oft macht sie die Erfahrung: «Niemand ist davor gefeit, irgendwann einmal im Leben eine Straftat zu begehen.» Manchmal sei es Zufall. «Aber ich sehe in den meisten Biografien Abzweigungen, die ins Chaos führten.»

Knodel belastet es mehr, wenn ein Mandant zu einer Strafe verurteilt wird, die sie als nicht angemessen empfindet, und sie sich fragt, ob sie wirklich alles für den Mandanten getan, alle Argumente vorgebracht hat. «Vor allem wenn es um lange Haftstrafen geht.» Oft liegt sie in den Nächten vor solchen Prozessen lange wach. Das sei aber richtig. «Wäre ich nicht mehr nervös, müsste ich meinen Beruf an den Nagel hängen.» Anouk Holthuisen

«Ich glaube, ich stehe auf der richtigen Seite»

Staatsanwältin Im Mordfall Rapperswil hat Barbara Loppacher die Anklage vertreten. Für die Leiterin der Staatsanwaltschaft Lenzburg-Aarau muss die öffentliche Sicherheit Priorität haben in der Strafverfolgung.



Sie beantwortet die Fragen des Journalisten im Verhörraum: Barbara Loppacher (links).

«Da hatte ich sicher auch Glück»

Gutachter Der forensische Psychiater Frank Urbaniok schaltet sich immer wieder in die öffentliche Debatte ein. Er verlangt von seinen Berufskollegen strikte Neutralität und will, dass auch sie sich der Kritik stellen müssen.



Er wehrt sich gegen die Unangreifbarkeit der Gutachter: Frank Urbaniok (rechts).

Sie ist Doktorin der Rechtswissenschaft, hat als wissenschaftliche Assistentin an der Universität Zürich gearbeitet, war Obergerichtsschreiberin und hat seit fast 20 Jahren das Anwaltspatent. Loppacher könnte auch eine akademische Laufbahn einschlagen oder als Wirtschafts-anwältin viel Geld verdienen. Doch ihre Rolle in der Justizerei sieht sie praktisch seit ihrem Studium als Strafverfolgerin. 2008 wurde die gebürtige Ostschweizerin Staatsanwältin im Aargau, seit fast zehn Jahren leitet sie die Staatsanwaltschaft Lenzburg-Aarau.

Nachdem am 21. Dezember 2015 in Rapperswil eine vierköpfige Familie brutal ermordet aufgefunden worden war, arbeitete sie bis Mitte Januar praktisch durch. Keine Weihnachten, kein Silvester, keine Feiern mit Freunden. Bereits nach fünf Monaten konnte sie bekannt geben, dass der Mörder gefasst ist. Später, vor Gericht, forderte die Sozialdemokratin die lebenslange Verwahrung des Täters, obschon eine so harte Massnahme noch nie vor Bundesgericht Bestand hatte.

Das Wagnis der Anklage

Den prompt laut gewordenen Vorwurf des Populismus kontert Loppacher im Gespräch, zu dem sie im Verhörzimmer empfängt, gelassen: «Wenn ein Täter nicht fassbar ist, auch durch die Gutachten nicht, ist für mich klar, dass er eine Gefahr darstellt.» Da sei es ihre Aufgabe, sich für die Sicherheit der Bevölkerung einzusetzen. «Auch einmal mit einer Maximalforderung.» Die 47-Jährige würde in der gleichen Situation wieder so handeln.

Natürlich sei auch die Suche der materiellen Wahrheit eine wichtige Aufgabe einer Staatsanwältin, sagt

Barbara Loppacher. Also der Einbezug entlastender Fakten, der Maxime der Unschuldsvermutung folgend. «Würden wir das nicht tun, würde uns das spätestens die Verteidigung um die Ohren hauen.»

Verabschieden müsse man sich hingegen von der Vorstellung, dass «wir immer herausfinden, wie es genau war, gerade bei den Vier-Augen-Delikten wie häuslicher Gewalt oder im Sexualbereich». Steht es 50 zu 50, sei eine Anklage zwingend. «Ein Freispruch kann für einen Beschuldigten sogar mehr wert sein als eine Verfahrenseinstellung.»

Mit Niederlagen vor Gericht hat die Staatsanwältin kein Problem: «Wenn ich das Gefühl habe, da muss doch ein Schuldspruch resultieren, das Gericht aber anderer Meinung ist, ziehe ich den Fall weiter.»

Am liebsten an der Front

Scheidungsanwältin oder gar Strafverteidigerin zu sein, könnte sich Loppacher eher nicht vorstellen. «Als Staatsanwältin habe ich das Gefühl, auf der richtigen Seite zu stehen.» Auch das viele Geld, das auf einer Wirtschaftskanzlei zu verdienen wäre, lockt sie nicht: «So viel Geld kann man mir gar nicht bezahlen, dass ich jedes Wochenende durcharbeiten würde.»

Einen kleinen Rollenwechsel hat Barbara Loppacher 2018 vollzogen. Nicht weg vom Strafrecht, aber hin zum Gericht. Sie wurde als nebenamtliche Richterin der Berufungskammer am Bundesstrafgericht in Bellinzona gewählt. Ein 15-Prozent-Nebenjob zum 100-Prozent-Pensum in Lenzburg. «Ich liebe die Arbeit an der Front, am Fall. Aber ob ich das als Staatsanwältin oder als Richterin mache, da möchte ich mich nicht festlegen.» Thomas Illi

Kurz geschorenes Haar, eine markante Nase, ein silberner Ring im Ohr: Der Kopf und der Name des gebürtigen Kölners Frank Urbaniok sind in der Schweiz bekannt. Der forensische Psychiater war zwischen 1997 und 2018 Chefarzt des Psychiatrisch-psychologischen Dienstes des Kantons Zürich. Er äusserte sich in jener Zeit oft öffentlich.

Heute arbeitet er als selbstständiger Gutachter, Berater, Therapeut und Troubleshooter bei Krisen aller Art. Er ist als Experte für Gewalt- und Sexualverbrechen nach wie vor gefragt. In gesellschaftliche Diskussionen schaltet er sich ein, sofern er das als nötig erachtet.

So geschehen im Vierfachmord von Rapperswil, Ende 2018. Es ging um die Therapierbarkeit des Täters. Die beiden Gutachter diagnostizierten eine Pädophilie, der eine zudem eine narzisstische, der andere eine zwanghafte Persönlichkeitsstörung. Doch weshalb der Mann die Tat begangen hatte, blieb offen. «Hier eine Therapie zu empfehlen, ist falsch», kritisierte Urbaniok öffentlich. «Nur wenn ein Gutachter die Tat erklärt, kann er auch beurteilen, wie wahrscheinlich es ist, dass der Täter erneut delinquent, und was sich ändern muss, damit das Risiko sinkt.»

Kein Interesse am Urteil

Die Hauptfunktion eines Gutachters sei es, dem Gericht eine Entscheidungsgrundlage für ein Urteil zu liefern, sagt Urbaniok. Der Gutachter sei also kein Richter, sondern ein neutraler Sachverständiger. «Er darf weder ein Interesse daran haben, dass der Beschuldigte verurteilt wird, noch dass es zu einem Freispruch kommt.»

Das Gesetz erachtet ein Gutachten dann als notwendig, wenn das

Gericht einem Täter therapeutische Massnahmen auferlegt, eine Verwahrung anordnet oder Zweifel an der Schuldfähigkeit hat. Dabei muss es drei Fragen klären. Wie gefährlich ist ein Täter? Ist er therapierbar? Und: Ist er schuldhaftig? Konnte er also zum Zeitpunkt der Tat einsehen, dass er ein Unrecht getan hat, und hätte er sich auch gegen die Tat entscheiden können?

Urbaniok verlässt sich bei der Beurteilung immer auch auf seine Erfahrung und Intuition. Aber damit die Fälle für alle Beteiligten nachvollziehbar sind, hat er «Fotres» entwickelt. Das Verfahren soll bei Tätern die Rückfallwahrscheinlichkeit bestimmen. Dafür wird jeder einzelne Fall anhand von über 700 Kriterien durchleuchtet.

Irrtum nicht ausgeschlossen

Der 58-Jährige erzählt ausführlich, er erklärt Fachbegriffe und illustriert seine Aussagen mit Beispielen. Urbaniok hat den Attentäter Friedrich Leibacher, der vor 20 Jahren im Zuger Parlament 14 Menschen erschossen und sich selbst gerichtet hatte, nach dem Tod begutachtet. «Das war kein unbescholtener Bürger, der einfach durchgedreht ist.» Leibacher habe Gewalttaten verübt, seit er 15 war, krumme Geschäfte gemacht und seine Frauen verprügelt. «Die Tat war für ihn ein Mittel, seine Interessen durchzusetzen.»

Auch ein Gutachter kann sich irren. Ein fataler Fehler sei ihm, soviel er wisse, noch nie passiert, sagt Urbaniok. «Da hatte ich sicher auch Glück.» Ein Jurist könne aber beurteilen, ob ein Gutachten etwas taue. Es müsse plausibel sein und das Delikt erklären. «Deshalb wehre ich mich dagegen, dass ein Gutachter unangreifbar sei.» Nadja Ehrbar

«Das stelle ich mir als die Hölle vor»

Theologie Manchmal empfand Anwältin Marie-Ursula Kind ein Urteil am Kriegsverbrecher-Tribunal für Ex-Jugoslawien als «total ungerecht». Dann half ihr das Gebet: «Jetzt musst Du, Gott, für Gerechtigkeit sorgen.»



Sie überlässt Gott das letzte Wort: Juristin und Theologin Marie-Ursula Kind (rechts).

Illustration: Robert Honegger

Juristinnen und Juristen sagen gern, Recht und Gerechtigkeit seien nicht das Gleiche. Ist das nur eine Ausrede, um sich der Diskussion um Gerechtigkeit zu entziehen?

Marie-Ursula Kind: Nein, das sind unterschiedliche Dinge. Das Recht regelt das Zusammenleben in einer Gesellschaft, definiert die Regeln. Erhält ein Opfer nach einem Gerichtsprozess den Eindruck, ein Urteil sei gerecht, muss das nicht für den Täter oder das Publikum gelten. Ob mir Gerechtigkeit widerfahren ist, ist ein subjektives Gefühl.

Völkermord gilt als das schwerste aller Verbrechen. Ist da ein gerechtes Urteil überhaupt möglich?

Ich denke, es ist wichtig, dass ein Gericht den Tatbestand feststellen kann. Die Anerkennung des unendlichen Leidens, das durch das willentliche Ausrotten einer Völkergruppe verursacht wurde, ist entscheidend, damit bei den Opfern ein Gefühl der Gerechtigkeit entstehen kann. Aber es ist klar, dass das nicht immer ausreicht, das waren auch die Rückmeldungen von Opfergruppen am Internationalen Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien (ICTY).

Was ist der Sinn solcher Prozesse? Das ICTY wurde noch während des Konflikts geschaffen. Man hoffte, dass der Krieg dadurch schneller endet und nicht noch mehr Gräueltaten begangen werden. Leider hat sich diese Hoffnung nicht erfüllt.

Das Gericht diene als Drohkulisse? Es sollte abschreckend wirken. Damals war nicht davon auszugehen, dass das Gericht seine Arbeit überhaupt aufnimmt. Mit Chefanklägerin Carla Del Ponte bekam der Gerichtshof ein Gesicht, es gab erste

Urteile, wichtige Präzisierungen des Rechts. Es handelte sich, anders als bei den Nürnberger Prozessen nach dem Zweiten Weltkrieg, nicht um ein Militärgericht, sondern um ein ziviles Strafgericht, das nach rechtsstaatlichen Grundsätzen arbeitete. Allein das war ein Erfolg.

Hatte der Prozess Auswirkungen auf den Versöhnungsprozess?

Von Versöhnung zwischen den ehemaligen Konfliktparteien sind wir noch immer weit entfernt. Dafür reicht ein Tribunal nicht aus.

Kann Versöhnung überhaupt das Ziel eines Gerichtsverfahrens sein?

Ich halte eine juristische Aufarbeitung für unumgänglich. Sie dient auch dazu, Sachverhalte festzustellen und Zeugenaussagen zu dokumentieren. Darauf kann die Erinnerungsarbeit aufbauen. Nach dem Jugoslawienkrieg wurde zuerst zu stark auf das Gerichtsverfahren abgestellt, andere Elemente der Versöhnungsarbeit kamen zu kurz. Zudem blieb das Tribunal ein Satellit, da es geografisch zu weit entfernt war von den Menschen, die es betraf. Aus Sicherheitsgründen konnten wir lange nicht vor Ort ermitteln. Am Ende meiner Zeit in Den Haag arbeitete ich dann mit den Staatsanwaltschaften in Belgrad, Sarajevo und Zagreb zusammen. Da wurde deutlich, wie wichtig es ist, Verfahren vor Ort durchzuführen.

Zugleich kann ein Gerichtsurteil die Gräben noch vertiefen.

Dem Gericht wurde vorgeworfen, dass es einseitig Serben verurteilt habe, was so pauschal nicht stimmt. Aber der bosnisch-serbischen Armee liessen sich Taten leichter nachweisen, jeder Befehl war protokol-

«Von Versöhnung zwischen den ehemaligen Konfliktparteien sind wir noch immer weit entfernt.»

liert. Die albanische UCK hingegen war eher eine Guerillaorganisation mit flachen Hierarchien und ohne schriftliche Kommunikation. Hinzu kommt, dass Zeugen bedroht werden können, wenn mutmassliche Täter noch an der Macht sind.

Am Tribunal vergingen teilweise Jahre, bis endlich ein rechtskräftiges Urteil vorlag, aufwendig geführte Verfahren verliefen im Sand. Hat Sie das nicht frustriert?

Doch. Ich war über lange Zeit hinweg mit einer Anklage gegen zwei bosnische Kroaten betraut. Sie mussten sich unter anderem für das Massaker an über hundert bosnischen Muslimen im Dorf Ahmici verantworten. Die Männer hatten eng zusammengearbeitet, es hiess, sie seien wie zwei Köpfe an einem Körper gewesen. Dennoch kam es aus verfahrenstechnischen Gründen in der Berufung nur beim einen Täter zur Bestätigung des erstinstanzlichen Urteils, die andere Strafe wurde massiv reduziert.

Wie sind Sie damit umgegangen?

Es war ein Reality-Check. Seit ich als Kind über das Unrecht gelesen habe, das den Indianern angetan wurde, wollte ich mich für die Benachteiligten einsetzen. Ich bin mit wehenden Fahnen zum Gericht gegangen. Dann musste ich lernen, wo die Grenzen von Strafverfahren sind. Aber auch, dass es noch andere Möglichkeiten gibt, Taten aufzuarbeiten. Man kann die Geschichten erzählen und Bücher darüber schreiben. Oder auch Akten aufbewahren für spätere Verfahren.

Welche Alternativen sehen Sie denn zu Gerichtsverfahren, die der Aufarbeitung dienen können?

Es hängt davon ab, was eine Regierung zulässt. Südafrika entschied sich für eine Wahrheitskommission und verzichtete auf Gerichtsverfahren. Ob das funktioniert, muss sich zeigen. Häufig braucht eine Aufarbeitung zwei Generationen. Das sieht man in der Schweiz mit Blick auf den Zweiten Weltkrieg, in Deutschland noch mehr. Die Enkel können mit den Grosseltern anders sprechen als deren Kinder. Die vom ICTY angestregten Verfahren haben immerhin dazu beigetragen, dass sich gewisse Verbrechen nicht mehr wegdiskutieren lassen.

Sie haben unzählige Zeugenprotokolle gelesen und dabei in menschliche Abgründe geschaut. Hat sich dabei Ihr Gottesbild verändert?

Mein Menschenbild hat sich verändert. Ich sah, zu welchen Grausamkeiten Menschen fähig sind. Ich stelle mir vor, Gott weint über dieses Elend. Gott hat uns als selbstständig denkende Wesen erschaffen, die Verantwortung übernehmen können. Er hat uns Freiheit gegeben. Wie wir damit umgehen, müssen wir vor uns selbst verantworten.

Warum schaut Gott nur zu, wenn Menschen Unrecht erfahren?

Wir können auf diesen Gott, der das Volk Israel im Alten Testament auf seinem schwierigen Weg geführt hat, vertrauen. Aber oft sind Kräfte am Werk, die uns verführen, fürchterliche Dinge zu tun. Trotz allem bin ich überzeugt davon, dass Gott das letzte Wort hat. Lief eine Anklage ins Leere, obwohl die Anklagebehörde Beweise dafür hatte, was passiert ist, sagte ich zu Gott: «Das Gerichtsurteil war total ungerecht, jetzt musst Du für Gerechtigkeit sorgen.» Das hat mich entlastet.

Sie glauben an das Jüngste Gericht?

Es ist auf jeden Fall eine Orientierungshilfe für mein Verhalten. Ich gehe davon aus, dass ich einmal Rechenschaft ablegen muss vor Gott. Gott lädt uns zum Leben ein, wir werden immer wieder schuldig. Ich vertraue auf einen gnädigen Gott.

Der auch schlimmste Taten vergibt?

Ich bin überzeugt, dass wir für unsere Vergehen geradestehen müssen. Aber wir dürfen ehrlich bereuen und Gott um Vergebung bitten. Die Gnade kostet nichts, aber sie ist nicht billig. Um sie anzunehmen, muss ich vor mir selbst und vor Gott meine Schuld eingestehen. Je nachdem, was ich getan habe, ist das geradezu unvorstellbar. Denken Sie an Hitler. Der Moment, in dem ein solcher Diktator erkennt, was er anderen Menschen angetan hat, stelle ich mir buchstäblich als die Hölle vor.

Jesus fordert uns auf, auch noch die andere Wange hinzuhalten, wenn uns jemand schlägt. Und er sagt: «Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!» (Mt 7,1) Müssen Juristinnen und Juristen solche Bibelstellen überspringen?

Marie-Ursula Kind, 55

Am Internationalen Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien (ICTY) arbeitete Marie-Ursula Kind von 2000 bis 2010. Von 2007 bis 2016 leitete sie Projekte zur Übergangsjustiz in Den Haag, Bosnien und Herzegowina, Genf und Kosovo und wurde als Expertin für zivile Friedensförderung in mehrere Länder entsandt. Inzwischen hat die Anwältin den Studiengang «Quereinstieg in den Pfarrberuf» absolviert.

Natürlich stolpere ich als Juristin über solche Stellen. Ich glaube, Jesus will uns auch irritieren. Lässt sich ein Konflikt im Gespräch ohne Urteil lösen, umso besser. Im Zivilrecht geht man deshalb ja zuerst zum Friedensrichter. In Ruanda gibt es Verfahren, in denen die Dorfgemeinschaft erst miteinander einen Weg sucht, um Unrecht auszugleichen. Vieles liesse sich lösen, wenn Täter Schuld eingestehen, das ist wohl die Voraussetzung.

Die Bibel erzählt vom barmherzigen Gott, aber auch vom strafenden Gott. Wie geht das zusammen?

Als Opfer hoffe ich auf den gerechten Gott, der für mich streitet. Als Täterin wünsche ich mir einen gnädigen Gott, wenn ich meine Schuld anerkenne. Ich denke, Gott ist beides in seiner Weisheit.

Die Reformatoren sprachen davon, dass sich die weltliche Gerechtigkeit auf die göttliche Gerechtigkeit beziehe. Was halten Sie davon?

Das Konzept leuchtet mir ein. Wir müssen uns an göttlichen Geboten orientieren und uns dem weltlichen Recht unterstellen. Aber wenn sich geltendes Recht als offensichtliches Unrecht entpuppt und den christlichen Werten widerspricht, müssen

«Es geht schnell, und ein Wertesystem gerät ins Rutschen. Das habe ich am Tribunal gesehen.»

wir uns dagegen wehren. So konsequent zu handeln, wie Jesus es vorgelebt hat, ist jedoch eine Überforderung, deshalb sind wir auf Gottes Gnade angewiesen.

Was nehmen Sie aus dem Gericht mit auf die Kanzel?

Ich habe gelernt, in meinem Urteil über Menschen vorsichtig zu sein. Und nicht zu glauben, dass solche Verbrechen in der Schweiz nicht möglich sind. Wir müssen extrem wachsam sein, wenn Minderheiten ausgegrenzt werden, schlecht über sie geredet wird. Ob das nun Muslime, Roma oder Sans-Papiers sind. Es geht so schnell, und ein Wertesystem gerät ins Rutschen. Das habe ich am Tribunal gesehen. Als Pfarrerin möchte ich an einer Gemeinschaft bauen, die sich an Christus orientiert, in der wir zueinander schauen. Dass Gott uns einlädt, mit ihm im Gespräch zu bleiben, und uns Jesus als Bruder im Leben begleitet: Das will ich predigen. Interview: Cornelia Krause, Felix Reich

Von Schlosshunden und blinden Säuen

Redensarten Christian Schmid hat untersucht, wie wir in unserer Sprache mit den Tieren umgehen. Alles andere als respektvoll, lautet das Fazit seines neuen Buchs. Das habe mit unserem Weltbild zu tun, erklärt der Autor.

Von Gott würde heute kaum jemand behaupten, er sei «ein feines Gluckhuhn». «Mit dir sind doch die Pferde durchgegangen!», würden wir wohl antworten. Für Luther dagegen war es eine hundsgewöhnliche Aussage. Im 16. Jahrhundert war das Bild der fürsorglichen Henne, der Glucke eben, noch weit verbreitet. Das Bild vom dummen Huhn gab es zwar früher auch schon, doch durchgesetzt hat es sich erst im 19. Jahrhundert durch vermeintliche wissenschaftliche Erkenntnisse.

Wer heute jemand einen dummen Huhn schimpft, spielt auf ebendiese angebliche Dummheit des Tieres an. Auch die Mundart verweist auf die mangelnde Intelligenz des Federviehs. Wer beispielsweise «desumehüeneret», irrt kopflos umher.

Sprache voller Tiere

Es waren solche Redewendungen aus dem Alltag, die Christian Schmid veranlassten, ein Buch über die Tiere in der Alltagssprache zu schreiben. «Während meiner Kindheit da hinten im Worblental war die Sprache meiner Eltern voller Ausdrücke, die mit Tieren zu tun haben», erinnert sich Schmid und deutet von der Grossen Schanze in Bern aus in Richtung Bantiger.

Der Schriftsteller und Sprachwissenschaftler ist den meisten wohl als Mundartexperte und Redaktor von Radio SRF 1 bekannt. Schon immer hätten ihn Wort- und Sinnfelder interessiert, so sei es schon zum Buch «Da hast du den Salat» über Kultur und Sprache der Küche gekommen. Nun folgt mit «Nur die allergrössten Kälber wählen ihren Metzger selber» ein Buch zu den Tieren in der Sprache.

Korn oder Erbse?

Schmid's Buch behandelt die Haustiere Huhn, Kuh, Katze, Hund sowie Pferd und Esel, denen jeweils ein Kapitel gewidmet ist. «Was fehlt, sind die Schafe und die Ziegen», erklärt Schmid. Diese hätten schlicht keinen Platz mehr gehabt. Systematisch und unterhaltsam erläutert



Christian Schmid interessieren Wort- und Sinnfelder.

Foto: Franziska Frutiger

der Autor die Ursprünge von Tierbezeichnungen und Redensarten sowie das Vorkommen von Tieren in allerlei Schimpfwörtern.

Dabei führt er Erstaunliches zutage. So ist der heulende Schlosshund nicht etwa ein Hund auf einem Schloss, sondern ein angeschlossener beziehungsweise angeketteter Hund. Das Sprichwort vom blinden Huhn, das auch mal ein Korn findet, gibt es schon sehr lange und in vielen Varianten. Die Stelle des Huhns

kann auch eine blinde Taube, Sau oder Kuh einnehmen, und die Tiere finden nicht nur ein Korn, sondern wahlweise eine Erdbeere, eine Eichel oder eine Erbse.

Wie in den sozialen Medien

Auffällig viele Beispiele in Schmid's Buch stammen von Geistlichen, gerade bei den Beleidigungen. Christian Schmid war selbst überrascht, wie sprachlich verroht in der frühen Neuzeit der Kampf der Konfessio-

nen geführt wurde: «Die Kirchenleute pflegten eine Sprache, die so rüpelhaft daherkommt wie heute in den sozialen Medien.» Martin Luther wurde von seinen Gegnern gar «Saumärl» genannt, weil er das Wort «Sau» in seinen zahlreichen Schriften so oft verwendete.

Nicht Krone der Schöpfung

Dass die Tiere häufig und in besonderem Ausmass bei Geistlichen als Schimpfwort erhalten müssen, kommt für Christian Schmid nicht von ungefähr: «Meiner Meinung nach hat das mit der Schöpfungsgeschichte zu tun: Da werden wir zur Krone der Schöpfung erklärt.» Dieser Anspruch sei in der frühen Neuzeit schliesslich wissenschaftlich gefestigt worden. Im 17. Jahrhundert habe man begonnen, zwischen den Menschen und den Tieren kategorisch zu unterscheiden: Der Mensch galt als fähig zur Vernunft, Tiere hingegen wurden als geistig tot betrachtet.

Dieses Denken hält sich beharrlich, obwohl das Weltbild dahinter schon lange überholt ist. Nicht zuletzt ist die alte Weltsicht noch immer in der Sprache sichtbar, wie

«Die Sprache meiner Eltern war voll von Ausdrücken, die mit Tieren zu tun haben.»

Christian Schmid
Mundartexperte

Schmid's Buch aufzeigt. Ist es also ein aktivistisches Buch? «Ich wollte ein Bewusstsein dafür schaffen, wie wenig wir im Umgang mit den Tieren nachdenken», meint Schmid. Dennoch sei er kein Tierschützer. Vielmehr plädiert er dafür, dass sich der Mensch nicht losgelöst von seiner Umwelt betrachtet: «Wir sollten uns als Teil eines globalen Lebensprozesses begreifen.» Noah Pilloud

Christian Schmid: Nur die allergrössten Kälber wählen ihren Metzger selber. Cosmos, 2021, 326 Seiten, Fr. 38.–

Kindermund



Manchmal spielt das Leben anders

Von Tim Krohn

Vor drei Wochen hatte ich einen Herzinfarkt. Deshalb erlaube ich mir, Bigna in die Ferien zu schicken und von mir zu erzählen. Nach dem Infarkt, der sich mit einem brachialen Schmerz hinter dem Brustbein meldete, wurde ich mit der Rega nach Chur geflogen, zur Katheteruntersuchung. «Sehen Sie?» Der Arzt zeigte auf den Bildschirm. «Alle Gefässe schön offen, nirgends Verkalkungen. Trotzdem zeigen die Enzymwerte klar einen Infarkt.» Aber was hatte ihn ausgelöst? Unser Hausarzt meinte: «Entweder du kokst, oder du stehst unter Stress.» Ich lachte nur. «Wir koksen, trinken, rauchen nicht, und mein Leben ist so schön und reich, wie man es sich nur erträumen kann. Aus ihm schöpfe ich für meine Arbeit.»

Doch nachts erzählte meine Frau Micha von einem krebskranken Zenmeister. Er fragte den Krebs: «Was tust du bei mir?» Der Krebs antwortete: «Ich Sorge dafür, dass du wieder mehr nach innen siehst.» Da erst fiel dem Meister auf, dass er nach seiner Erleuchtung kaum noch meditiert hatte, sondern um die Welt geflogen war, um die Erleuchtung weiterzugeben. Das hatte ihn glücklich gemacht, doch es war ein äusseres Glück. Das innere war ihm abhandengekommen. Nachdem er wieder zu meditieren begonnen hatte, wurde er gesund.

Ich brauchte meine Erkrankung nichts mehr zu fragen. Ich wusste, wie wenig Ruhe und Kontemplation ich mir gönnte, angetrieben durch die Notwendigkeit, in einem immer unerbittlichen Literaturbetrieb mit meinem Schreiben sechs Mäuler zu stoppen, aber auch durch die Freude daran, dass es Menschen gibt, die meine Stimme hören möchten.

Ich zog sofort die Konsequenzen, sagte alles ab, kehre vielem womöglich auf immer den Rücken. Der Entschluss fiel ohne jedes Nachdenken, und sofort spürte ich, wie die Brust weit wurde. Ich geniesse meine Familie, die Natur und die spontane Zuwendung ganz vieler Menschen, deren Herzlichkeit überrascht und rührt. Die Brust schmerzt noch, die Nebenwirkungen der Medikamente werden mich länger begleiten. Trotzdem bin ich der Krankheit sehr dankbar und fühle ein Glück wie lange nicht mehr.

Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne regelmässig über die Welt des Landmädchens Bigna. Dieses Mal macht er eine Ausnahme. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Von Adam bis Zippora

Das Tier der Apokalypse

«Und ich sah ein Tier aus dem Meer aufsteigen, das hatte zehn Hörner und sieben Köpfe. Auf seinen Hörnern trug es zehn Diademe und auf seinen Köpfen standen Lästernamen. Und das Tier, das ich sah, glich einem Panther, und seine Füsse waren wie die eines Bären, und sein Maul war wie das Maul eines Löwen.» (Apk 13,1-2)

Diese Beschreibung eines endzeitlichen Monsters findet sich in der Offenbarung des Johannes, dem letzten Buch der Bibel. Es schildert in visionären Bildern das Ende dieser Welt und den Anbruch einer neuen Zeit. Bei die-

sem dramatischen Geschehen hat unter anderem auch das besagte Tier einen Auftritt. Wer oder was ist mit diesem Tier gemeint?

Ein gehörntes Monster, auf dessen Stirn Lästerliches steht, lässt sogleich an den Teufel denken. Weil sich der Text aber an verfolgte Christen im Römischen Reich wandte, drückte sich der Autor verschlüsselt aus, und entsprechend vielfältig sind die Deutungen. Ursprünglich war vielleicht Kaiser Nero, der brutale Christenverfolger, gemeint. Im Mittelalter stand das siebenköpfige Tier für die Sieben Hauptsünden, in der Reformationszeit für das Papsttum. Sicher ist nur: Das Tier ist böse. Hans Herrmann

Wie linderte David die Depressionen von König Saul? War Maria Magdalena die Geliebte von Jesus? «reformiert.» stellt biblische Gestalten vor.



Cartoon: Heiner Schubert

Eine Altlast, von der nur wenige wissen

Geschichte Am 23. August erinnert man sich an den Sklavenhandel und seine Abschaffung. In der Schweiz findet der Tag kaum Beachtung, obwohl auch sie Anteil am Kolonialismus hatte.

Wer mit Hans Fässler spricht, beginnt das Ausmass der Schweizer Beteiligung an der Sklaverei zu verstehen. Schon nur im Kanton Bern kennt der Historiker etliche Beispiele: «Das Schloss Schadau in Thun etwa wurde mit Geld der Familie de Rougemont gekauft und neu gebaut – Geld, das zum Teil durch die Arbeit von Versklavten erwirtschaftet wurde.» Ferner, erzählt Fässler, war der alte Staat Bern von 1819 bis 1834 mit Abstand der grösste Aktionär der britischen Handelsgesellschaft South Sea Company – eine wichtige Akteurin im Handel mit versklavten Menschen.

Fässler ist ein Experte auf dem Gebiet und leistet mit zahlreichen Veröffentlichungen einen Beitrag zur Aufarbeitung der Schweizer Kolonialgeschichte. «Mit Schweizer Geld sind nach Schätzung des Historikers Bouda Etemad insgesamt

172 000 Versklavte verschifft worden», berichtet er.

Neue Unterrichtsmaterialien

Die Schweiz hatte weder Kolonien, noch war sie eine Seefahrernation. Dennoch ist heute klar, dass auch sie eine koloniale Vergangenheit hat, von der allerdings kaum jemand weiss. Lange blieb in der öffentlichen Debatte und im Schulunterricht unerwähnt, dass sich zahlreiche Schweizerinnen und Schweizer an einem der grössten Verbrechen an der Menschheit beteiligten und davon profitierten.

Ein Vorstoss im bernischen Grosse Rat fordert nun, dass dieses Wissen zukünftig im Schulunterricht besser vermittelt wird. Entsprechendes Unterrichtsmaterial werde erstellt, bestätigte die Bildungsdirektion auf Anfrage. Im Verlauf des kommenden Schuljahres werde es



Am Sklavenhandel beteiligt: Abram de Rougemont.

Bild: Schlossmuseum Thun

bereitstehen. Überarbeitete beziehungsweise ganz neue Lehrmittel seien unbedingt nötig, findet Mandy Abou Shoak. Sie setzt sich für Menschenrechte ein, arbeitet an einer Schule und hat gemeinsam mit Rahel El-Maawi Sek-Lehrmittel auf Rassismus untersucht. Das Fazit: Rassistische Begriffe und Stereotype werden unkommentiert verwendet, Berichte über den Widerstand von Versklavten kommen kaum vor, und die Rolle der Schweiz wird selten hinterfragt.

«Mit Schweizer Geld wurden 172 000 Versklavte verschifft.»

Hans Fässler
Historiker

Dabei sei das Wissen um die Zustände von damals elementar wichtig, ist Abou Shoak überzeugt. «Es ist unmöglich, den Rassismus von heute zu verstehen, ohne auch die Schweizer Kolonialgeschichte zu kennen.» Damit meint sie nicht die Gesinnung Einzelner, sondern ein Denksystem, das sich bis in die Kolonialzeit zurückverfolgen lässt und noch in der Gegenwart Teil unserer Gesellschaft ist.

Das koloniale Erbe zeigt sich aber nicht nur in unserer Denkweise. Die moderne Schweiz hätte sich, wie der Historiker Hans Fässler betont, ohne Kolonialismus so nie entwickelt: «Ohne Sklaverei keine Baumwolle und ohne Baumwolle keine Industrialisierung und somit auch keine moderne Schweiz.»

Wandel braucht Zeit

Wenn also am 23. August der Sklaverei und ihrer Abschaffung gedacht wird, muss die Schweiz und ihre Gesellschaft anerkennen, dass historisch ein Teil ihres Wohlstands auf der Ausbeutung unfreier Menschen beruht. Und dass Teile dieser Denktradition bis heute nachwirken. Mit diesem Erbe umzugehen ist nicht einfach, und der Wandel hin zu einem sensibleren Umgang braucht Zeit, da sind sich Mandy Abou Shoak und Hans Fässler einig. Die Kennzeichnung problematischer Erinnerungsorte wäre hierzu ein gutes Signal. Nach einem Vortrag von Hans Fässler in Zusammenarbeit mit Thunensis ist in Thun etwa der Wunsch nach einer ergänzenden Tafel am Rougemontweg laut geworden. **Noah Pilloud**

INSERATE



Landschaft der Spiritualitäten – staunen und entdecken

Meine Spiritualität wahrnehmen und Horizonte öffnen
22.09.2021, 17.30–21.30 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Kosten: CHF 50.– (inkl. Unterlagen)
Anmeldeschluss: 06.09.2021

Gottesbilder im Kirchenbau

Spezialkurs für Kirchenführerinnen / Kirchenführer
30.10.2021, 09.00–17.00 Uhr
Markuskirche, Tellstrasse 35, Bern
Kosten: CHF 30.– (inkl. Mittagessen)
Anmeldeschluss: 16.10.2021

Vorbereitungstagung zum Weltgebetstag

Liturgie aus England, Wales und Nordirland – «I know the plans, I have for you»
Die Vorbereitungstagung wird zweimal mit gleichem Inhalt durchgeführt.
Tagung 1: 13.11.2021, 09.00–16.00 Uhr, Bern
Tagung 2: 15.11.2021, 09.00–16.00 Uhr, Bern
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
www.refbejuso.ch/weltgebetstag
Kosten: CHF 90.– (inkl. Verpflegung)
Anmeldeschluss: 25.10.2021

Programme und Anmeldung

www.refbejuso.ch/bildungsangebote,
kursadministration@refbejuso.ch
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Altenbergstrasse 66, 3013 Bern,
Telefon 031 340 24 24

Neu im Kirchgemeinderat

Zusatzkurs online via Zoom, Vorbereitung mit elektronischer Pinnwand (Padlet)
19.08., 02.09., 09.09., 23.09.2021
Jeweils 18.00–20.30 Uhr
Kontakt: U. Trachsel, 031 340 25 05
Kosten: CHF 120.–
Anmeldeschluss: 07.08.2021

Mit dem E-Bike zwischen Himmel und Erde

Die Gasfreundschaft der Velowegkirchen vor Ort erleben und geniessen!
21.08.2021, 09.00–ca. 18.15 Uhr
Ab Burgdorf durchs Emmental
Fahrplan www.refbejuso.ch/velowegkirchen
Verpflegung: CHF 30.–, Miete E-Bike (Flyer): CHF 30.– (bitte bei Anmeldung angeben)
Anmeldeschluss: 06.08.2021

Fachtagung zum Kirchensonntag

«Ich – du – wir – ihr:
Sich in die Gemeinschaft einbringen»
11.09.2021, 09.00–16.30 Uhr
Campus Muristalden, Bern
Informationen und Anmeldung:
www.refbejuso.ch/kirchensonntag
Kosten: CHF 120.–
Anmeldeschluss: 25. August 2021

Änderungen aus aktuellem Anlass vorbehalten.



Reformierte Kirchen
Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées
Berne-Jura-Soleure

STIFTUNG



EVANGELISCHE
GESELLSCHAFT
KANTON ZÜRICH

Die Evangelische Gesellschaft des Kantons Zürich hat eine bereits 175-jährige Geschichte. Sie hat im 19. Jahrhundert massgeblich zur Gründung evangelischer Schulen beigetragen und Institutionen im Pflege- und Sozialbereich hervorgebracht: vom «Diakoniewerk Neumünster» über die «Herberge zur Heimat» in Zürich bis zur «Dargebotenen Hand». Heute führt die Stiftung diakonische Zweigwerke und den öffentlichen Diskurs zu theologischen und gesellschaftspolitischen Grundsatzfragen. Die Finanzierung erfolgt über das Stiftungsvermögen und die Immobilienbewirtschaftung, über Leistungsaufträge, Beiträge und Spenden. Wir suchen auf 1. Januar 2022 oder nach Vereinbarung eine

Geschäftsführung (80 % –100 %).

Ihre Aufgabe | Sie leiten das operative Geschäft der Stiftung mit sozialer Kompetenz und nach wirtschaftlichen Grundsätzen. Sie unterstützen den Stiftungsrat in strategischen Fragen und bei inhaltlichen Positionierungen. Schwerpunkte sind:

- operative Führung der Stiftung mit ihren Arbeitszweigen
- Führung des Teams der Geschäftsstelle (Bildungsarbeit, diakonische Projekte, Finanzen, Liegenschaften)
- Unterstützung des Stiftungsrates
- Weiterentwicklung der bestehenden diakonischen Aufgaben und Engagements
- Entwicklung und Lancierung neuer Projekte bei Bedarf
- Vernetzung und Öffentlichkeitsarbeit.

Ihr Profil | Sie sind eine initiative, kontaktfreudige und verlässliche Persönlichkeit. Sie übernehmen Verantwortung und arbeiten selbstständig. Sie pflegen einen motivierenden Umgang. Sie identifizieren sich mit dem evangelischen Auftrag der Stiftung. Ihnen liegen soziale und ethische Fragen am Herzen. Sie sind verhandlungsgewandt im Umgang mit unterschiedlichen Menschen und Gruppierungen. Sie lieben das Netzwerken und engagieren sich für eine profilierte Weiterentwicklung der Stiftung. Sie verfügen über einen (Fach-)Hochschulabschluss oder Vergleichbares. Sie sind durch Ausbildung oder Erfahrung affin zum sozialen oder zum Bildungsbereich. Sie haben Führungserfahrung und sind vertraut mit dem Finanzwesen und der Immobilienbewirtschaftung.

Unser Angebot | Wir bieten Ihnen eine vielseitige Kaderstelle. Ein erfahrenes und kompetentes Team unterstützt Sie. Ein gut aufgestellter Stiftungsrat begleitet Sie. Ihr Büro liegt in Fussdistanz zum Hauptbahnhof Zürich. Ihre Bewerbungsunterlagen erwarten wir in einem einzigen PDF-Dokument bis zum 31. August 2021. Senden Sie es mit dem Betreff «Geschäftsführung» an info@stiftung-eg.ch.

Bei Fragen wenden Sie sich gerne an die Präsidentin des Stiftungsrates, Frau Irene Gysel (044 715 52 55 und irene.gysel@bluewin.ch) oder an die jetzige Geschäftsführerin, Frau Dr. Friederike Rass (044 260 90 20 und friederike.rass@stiftung-eg.ch).

Tipps

Buch

Wie berechnet man das Aaregrün?

Sie entspringt im Berner Oberland, die Aare. Und mündet bei Koblenz in den Rhein. Das dürfte gemeinhin bekannt sein. Doch wie viele Gummiboote verkehren in der Hauptsaison pro Stunde zwischen Thun und Bern? Welche Tiere leben in und an der Aare? Und was hat es mit den zehn Aaretypen auf sich? Solchen Fragen geht das Buch «Liebe Aare» auf den Grund. Wissenswert, mit einem Augenzwinkern und durchgehend süffig illustriert. **nop**

Stefanie Christ u.a.: Liebe Aare. Weber-Verlag, 2020, 60 Seiten, Fr. 29.–



Einer von zehn Aaretypen: Die Partyseelöwen.

Illustration: Sabine Gardon

Kunstweg



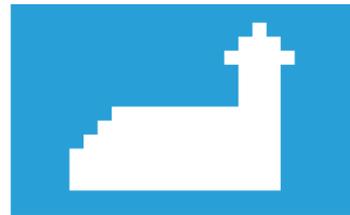
Peter Probst: «Saures». Foto: P. Fuchs

Zwei Kilometer abartig schöne Kunst

«Abartig schön»: Unter diesem Titel zeigt das Museum Attiswil auf einem Kunstweg über 40 Werke lokaler Künstlerinnen und Künstler. Im Rahmen seines vielfältigen Kursprogramms organisiert das Projekt «Horizonte» eine Führung auf dem Attiswiler Kunstweg. **nop**

Abartig schön. Führung: 28. August, 14 Uhr, Museum Attiswil, Anmeldung: www.horizonte-so.ch, www.museum-attiswil.ch

Erfahrungsbericht



Kirchliche Apps im Test. Illustration: zvg

Gott ist auch im Smartphone – vielleicht

Wenn Kirchen Apps machen, ist dann Gott im Smartphone? Nein, ja, vielleicht – aber vieles andere sicher. Ein Erfahrungsbericht mit den Gratis-Apps from (Deutschland, in Zusammenarbeit mit der reformierten Kirche Zürich), XRCS (evangelisch-lutherische Landeskirche Hannover) und 3:33 Weiler (Katholisch Stadt Zürich). **mar**

Serie: reformiert.info/kirchedigital

Agenda

Kultur

Panoramaprojektion

«Hommage 2021» projiziert während rund 20 Minuten in Bild und Ton die Schweizer Frauengeschichte auf die Fassaden von Bundeshaus, Nationalbank und BEKB. Dieses besondere Projekt umfasst Bildmaterial aus allen Landesteilen. Damit sollen die Pionierinnen von 50 Jahren Frauenstimm- und Wahlrecht im politischen Zentrum gefeiert und geehrt werden.

6.–13. August, jeweils 21.15 Uhr Bundesplatz, Bern

Uf d'Liebi chunnts alleini a

Eine Tavel-Lesung mit historischen Kommentaren. Mit Annelies Hüsey (Historikerin) und Léonie von Tavel (Urgrossnichte und Präsidentin der Stiftung Rudolf von Tavel). Dazu gibt es Kaffee und Kuchen rund um die Hochzeitskanzel.

Mo, 16. August, 15.30 Uhr Kirche Wohlen

Information und Anmeldung: Pfr. Heinz Wulf, 031 829 12 40, heinz.wulf@kg-wohlenbe.ch, www.kg-wohlenbe.ch

«In memoriam Aljoscha Ségard»

Das Zentrum Paul Klee widmet dem kürzlich verstorbenen Alexander Klee eine Gedenkausstellung. Unter dem Namen Aljoscha Ségard hat Paul Klees Enkel ein vielfältiges Werk geschaffen, das sowohl Kohlezeichnungen als auch Assemblagen von Alltagsobjekten umfasst.

bis 22. August Zentrum Paul Klee, Bern www.zpk.ch

Kleinkunst

Alles stehen und liegen lassen, endlich wieder Ruhe finden, die eigene Mitte – mitten in der Woche. Das verspricht der neue Diaabend «Alltag Sonntag» von Kabarettist Reeto von Gunten.

So, 29. August, 20 Uhr La Capella, Bern

Feierlichkeiten

Helvetia predigt

Eva, Sara, Rebekka: Es gibt sie, die kraftvollen und prägenden Frauengestalten in der Bibel. Und wie sieht es mit Theologinnen und Pfarrerinnen aus? Mit der ökumenischen Aktion «Helvetia predigt!» rufen die Kirchenfrauen der Schweiz reformierte Kirchgemeinden, christkatholische und katholische Pfarreien dazu auf, die Predigt am 1. August Frauen zu übertragen und sie so sichtbar zu machen.

So, 1. August www.efs.ch/de/helvetia-predigt

350 Jahre Kirche Ringgenberg

Zum 350-Jahr-Jubiläum begeht die Kirchgemeinde Ringgenberg ein Festwochenende mit Dorfabend, Kirchenfest und Festgottesdienst.

13.–15. August Kirche Ringgenberg

www.kircheringgenberg.ch

Radio

Kirche und Politik – verträgt sich das heute noch?

Heftige Diskussionen, politische Initiativen gegen kirchliches Engagement und sogar eine Abstimmungsbescherde: Die Konzernverantwortungsinitiative hat gezeigt, wie kontrovers politisches Engagement von Kirchen ist. Was sind die Lehren? Und was ist legitim?

So, 1. August, 8.30 Uhr SRF 2 Kultur, Perspektiven

Bewahrung der Schöpfung: Solange die Bienen summen

Bewahrung der Schöpfung ist ein biblisch motiviertes und religiös orientiertes Motto, das seit den 1980er-Jahren in den ethischen Diskurs und in die Zielvorstellungen zahlreicher christlicher Friedens- und Umweltinitiativen Eingang gefunden hat. Die Sendung fokussiert auf ein besonders bedeutsames Insekt: die Biene.

Di, 24. August, 21 Uhr Radio Beo, Beo Kirchenfenster

Wissen

Trauer hat verschiedene Gesichter

Begleitete Gesprächsgruppen für trauernde Jugendliche (13–18 Jahre) und junge Erwachsene (19–30 Jahre). Die Gesprächsgruppen bieten die Möglichkeit, gemeinsam mit anderen Trauernden unterwegs zu sein und sich auszutauschen.

Do, 5. August, 17.30 Uhr (Jugendliche) sowie 19.30 Uhr (junge Erwachsene) Krebsliga Bern, Schwanengasse 5/7 www.raumfuertrauer.ch

Summerschool

Ein Theologiekurs in Sutz. Sechs Abende – sechs Themenkreise aus der Fülle der Texte des Alten Testaments. Keine besonderen Vorkenntnisse nötig. Die aktuellen Erkenntnisse zum Verständnis biblischer Texte werden allgemein verständlich vermittelt.

17. August bis 21. September jeweils 18–20 Uhr

Anmeldeschluss: 31.7., die Bekanntgabe der Lokalität erfolgt nach der Anmeldung unter: www.kirche-sutz-lattrigen.ch («Angebote»)

Weitere Anlässe: reformiert.info/veranstaltungen

Leserbriefe

reformiert. 7/2021, S. 1

Botschaftspläne des Bundesrats in der Kritik

Aus der Zeit gefallen

Die ablehnende Haltung der EKS-Präsidentin Rita Famos, im Vatikan eine Schweizer Botschaft einzurichten, scheint mir etwas aus der Zeit gefallen. Das schaffe ein Ungleichgewicht, meint sie. Will heissen, dass damit die evangelisch-reformierte Kirche gegenüber der katholischen Kirche ins Hintertreffen gerate. Heute geht es doch darum, die ökumenischen Bestrebungen zu fördern. Dieses Kräftemessen innerhalb der christlichen Glaubensgemeinschaft ist dabei völlig fehl am Platz.

Peter Kron, Au

Quer in der Landschaft

Da ist Kritik sicher sehr berechtigt, wenn der Bundesrat tatsächlich eine Botschafterstelle im Vatikan einrichten will. Der Vatikan ist ein ausschliesslich katholisches Gebilde, und die Begründungen für die Entsendung eines Botschafters scheinen an den Haaren herbeigezogen. Dass es «dort ein Netz an Informationen und Erkenntnissen wie sonst nirgends» hat, braucht man kaum ernst zu nehmen, oder es wäre ein schlechtes Zeichen für die Schweizer Diplomatie, wenn sie sich auf solche, wahrscheinlich einseitigen, Erkenntnisse abstützen müsste. Im Zeitalter der Trennung von Kirche und Staat liegt das Ansinnen sowieso quer in der Landschaft. Darf die politische Schweiz überhaupt ein System unterstützen, welches sich dermassen schwertut mit Frauenrechten, Zölibat, Pädophilie, mittelalterlich anmutenden Dogmen? Auf jeden Fall scheint mir das Ansinnen des Bundesrates, einen Botschafter in den Vatikan zu entsenden, völlig fehl am Platz, sowohl politisch, rechtlich, sozial und auch ökonomisch, umso mehr, als Religion eine Kantonsangelegenheit ist.

Walter Giezendanner, Rüfenacht

reformiert. 7/2021, S. 3

Gewalt im Alltag und fehlende Empathie

Fakten statt Behauptungen Oliver Funk täte gut daran, sich an Tatsachen zu halten, anstatt zu behaupten, in Ostjerusalem würden palästinensische Familien enteignet.

Die fraglichen Liegenschaften sind – vom Obersten Gericht bestätigt – seit 1875 in jüdischem Besitz. Auch fehlt im Artikel der Hinweis, dass die betroffenen Familien bleiben könnten, würden sie Miete bezahlen, was sie verweigern. Es gibt übrigens im Westjordanland nur wenige Checkpoints. Warum verschweigt Oliver Funk den palästinensischen Terror, dem wiederholt israelische Männer, Frauen und auch Kinder zum Opfer fallen? Abbas feiert Mörder als Helden und Vorbilder! Die Charta der PLO hat die Vernichtung Israels zum Ziel. «reformiert.» täte gut daran, auch auf wenig bekannten rechtlichen Grundlagen Israels hinzuweisen, nämlich die Balfour-Erklärung von 1917 und das Völkerbundmandat von 1922. Die illegale jordanische Besetzung des Westjordanlands und Ostjerusalems hat am Rechtsanspruch Israels darauf nichts geändert.

Hanspeter Büchi, Stäfa

reformiert. 7/2021, S. 3

Mitten in einem Krieg, den nur wenige wollen

Wandel ist möglich

«Doch viel mehr als die Politik zähle das Zusammenleben als Nachbarn, (...) der gemeinsame Alltag, die Freundschaften», sagt Evi Guggenheim. Wie wahr! Doch immer noch vertiefen politische, diskriminierende Gesetze im Kernland Israel die Gräben zwischen arabischen Palästinensern mit israelischem Pass und jüdischen Israelis. Joachim Lenz sagt: «Es braucht Begegnungsräume.» Solche Begegnungsräume existieren, nur sind sie bei uns viel zu wenig bekannt. Nava Sonnenschein, die Gründerin der «School for Peace», hat arabische und jüdische Absolventinnen und Absolventen interviewt und dokumentiert die Gespräche im Buch «Vom Opfer zum Partner». Echter Wandel ist möglich! Um diesen zu verstärken, braucht es Menschen, die sich für die Unterstützung einer Basis in gegenseitigem Respekt entscheiden. Und damit für den demokratischen Wandel.

Elisabeth Lutz, Zollikofen

Ihre Meinung interessiert uns. redaktion.bern@reformiert.info oder an «reformiert.», Gerberngasse 23, 3000 Bern 13 Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

In eigener Sache

Wechsel an der Spitze

An der Mitgliederversammlung des Trägervereins reformiert. Bern | Jura | Solothurn wurde der bisherige Vizepräsident Ueli Scheidegger (71) zum neuen Präsidenten gewählt. Er übernimmt das Amt von Lorenz Wacker, der nach achtjährigem Regionalpräsidium nun den Vorsitz des Dachvereins Schweiz antritt. Scheidegger lebt mit seiner Familie in Lohn-Ammannsegg. Nach langjähriger Tätigkeit als Journalist bei Radio und Presse arbeitete er von 1992 bis 2009 als Leiter der Kommunikation Kanton Bern. Seit 2009 ist er Kommunikationsberater mit eigener Firma. Die Redaktion

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern | Jura | Solothurn, Graubünden und Zürich. www.reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Merkur Druck AG, Langenthal/Burgdorf Gaswerkstrasse 56, 4900 Langenthal Tel. 062 919 15 15, Fax 062 919 15 55 abo.reformiert@merkurdruck.ch Einzelabos (12 Ausgaben/Jahr): Fr. 20.– Gesamtauflage: 703 595 Exemplare

Redaktion

AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti) BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Marius Schären (mar), Noah Pilloud (nop) GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig) ZH Christa Amstutz (ca), Nadja Ehrbar (neh), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Christian Kaiser (kai), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr) Blattmacher: Felix Reich Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion) Korrektorat: Die Orthografen Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Bern | Jura | Solothurn

Auflage: 348 940 Exemplare (WEMF) reformiert. Bern erscheint monatlich Herausgeber: Verein reformiert.

Bern | Jura | Solothurn Präsident: Ueli Scheidegger, Lohn-Ammannsegg Redaktionsleitung: Hans Herrmann Geschäftsleitung: Manfred Baumann

Redaktion und Verlag

Postfach 312, 3000 Bern 13 Redaktion: Tel. 031 398 18 20, Fax 031 398 18 23 redaktion.bern@reformiert.info Verlag: Tel. 031 398 18 30, Fax 031 398 18 23 verlag.bern@reformiert.info

Druckvorstufe Gemeindebeilagen

Merkur Druck AG, Langenthal/Burgdorf reformiert@merkurdruck.ch

Inserate

KünzlerBachmann Verlag AG, St. Gallen Mediaberater Urs Dick Tel. 071 314 04 94, u.dick@kueba.ch

Inserateschluss Ausgabe September 2021 4. August 2021

Druck DZZ Druckzentrum Zürich AG

Papier

Der Umwelt zuliebe verwenden wir ein ökologisches Zeitungspapier mit einem hohen Altpapieranteil von bis zu 85 %.

Porträt

Ohne Maske vom Leben erzählen

Theater Christoph Hebing zeigt Kindern und Jugendlichen die Bretter, die die Welt bedeuten. Dabei will er verletzlich und durchlässig bleiben.



Bereit, «sich zum Affen zu machen»: Christoph Hebing auf den Zuschauerrängen seines Theaters.

Foto: Ephraim Bieri

«Wer bereit ist, sich zum Affen zu machen, hat den grössten Erfolg.» Es ist einer dieser markanten Sätze von Christoph Hebing, die – aus dem Kontext gerissen – leicht effekthascherisch wirken können.

Der Kontext also: Hebing, Gründer und Leiter der Jungen Bühne Bern (JBB), 64 Jahre alt, gelernter Landschaftsgärtner, dreifacher Vater und Theatermensch aus Leidenschaft und Berufung. Aus der Theaterszene in Bern ist er kaum mehr wegzudenken; für viele Lehrkräfte die Rettung, wenn es darum geht, ein Schultheater zu inszenieren.

Was heisst also «sich zum Affen machen»? Hebing's Antwort lautet:

«Seine Verletzlichkeit zeigen, durchlässig sein.» In der Theaterarbeit bedeutet es auch: keine Klischees bedienen und sein, wie man ist.

Aus Liebe zum Theater

Schon als Jugendlicher liebte Christoph Hebing, dessen Eltern ein Kinderheim führten, das Theater. Mehr zufällig machte er eine Landschaftsgärtnerlehre, kam in Bern in Kontakt mit dem Theater 1230, schloss sich 1982 einer internationalen Theatertruppe an. Nicht zuletzt, weil er sich in die Schauspielerin Eva Kirchberg verliebt hatte.

Das Paar zog durch Frankreich und Spanien. Es war eine Zeit des

Aufbruchs: Nach der Franco-Diktatur war der Hunger nach Kultur gross. Überall schossen Theaterbauten aus dem Boden. So kamen auch Christoph Hebing und seine Partnerin

Christoph Hebing, 64

Eine Art Wanderschauspieler war Christoph Hebing, bevor er 1989 in Bern sesshaft wurde. 2005 gründete er mit Eva Kirchberg die Junge Bühne Bern. Rund 250 Teilnehmende besuchen jährlich die Klubs und Kurse. Hebing wohnt mit seiner Partnerin und dem jüngsten Sohn in Muri.

rin zu ihrem ersten Theater in Katalonien. Und zwar kostenlos. «Die einzige Bedingung war, dass wir zweimal im Jahr an einem Dorffest spielten und Kinderprojekte realisierten», erzählt Hebing. Spätestens jetzt waren die Weichen fürs Kinder- und Jugendtheater gestellt.

Nichts als die Bühne

Nach zehn Jahren wurde ihm «das politische Klima in Spanien zu nationalistisch». Es war Zeit zu gehen.

Mit 100 Franken, ohne Arbeitsvertrag und ohne Wohnung zog die junge Familie – mittlerweile war Tochter Helena geboren – 1989 in die Schweiz. Mit Gelegenheitsjobs hielten sich die Eltern über Wasser,

.....
«Mit Kindern gibt es kein psychologisches Spiel. Was auf der Bühne passiert, ist echt.»

gaben auch Workshops. «Geldmässig wars eine Katastrophe», sagt Hebing. Doch etwas anderes als Theater kam nicht infrage. Er und Eva Kirchberg gründeten das Kinder- und Jugendtheater La Cascade mit Produktionen in der Schweiz und Deutschland, zogen zunächst mit einem Zelt herum, die Kinder Helena und Valentin im Schlepptau. «Eine wilde Zeit», sagt Hebing lachend, als glaube er es selbst kaum.

Ein gewaltiger Moment

Den Grundstein für die Junge Bühne legte seine Tochter: Sie wollte ein eigenes Stück realisieren, einen Krimi. «Die weisse Hand des Todes» wurde in einem Zelt im Familiengarten aufgeführt. Danach kamen Jugendliche zu Hebing und wollten mitspielen. Es war die Geburtsstunde des Jugendtheaterklubs, aus dem die Junge Bühne entstand.

Heute sind es vier Jugendtheaterklubs für 13- bis 26-Jährige, dazu Kindertheaterkurse und feste Ensembles. In der Pandemie blieben sie aktiv, über Zoom, später waren wieder Proben möglich. Geblieben ist Hebing der Moment, als sie das erste Mal wieder ohne Gesichtsmaske spielten. «Das war gewaltig.»

Spielen ohne Maske, das gilt auch im übertragenen Sinn: «Mit Kindern gibt es kein psychologisches Spiel», betont Hebing. Was auf der Bühne passiere, sei echt. Die Stücke erzählten von Dingen, «die das Leben betreffen». Astrid Tomaczak

Gretchenfrage

Hanna Scheuring, Theaterleiterin:

«Die Liebe ist ja in allen Religionen der Boden»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Scheuring?

Religion begleitet und interessiert mich mein ganzes Leben lang. Ich bin das ganze Leben am Forschen.

Sie waren als Jugendliche Mitglied einer evangelikalen Freikirche.

Mit 13 engagierte ich mich in der Bewegung des Evangelisten Wilhelm Pahls. Ich wurde im Luzernischen in einem riesigen Zelt bekehrt. Meine Eltern erschrakten damals sehr. Von dieser Gemeinschaft fühlte ich mich getragen. Später trat ich wieder aus, weil es mir zu eng wurde und mich viele andere Wege auch interessierten. Da begann meine Zeit des Forschens, auf verschiedensten Pfaden der unterschiedlichen Religionen und spirituellen Wegen, die bis heute andauert.

Wo stehen Sie auf diesen Wegen?

Ich weiss es mit dem Älterwerden immer weniger. Etwas stärkt sich, was man den Glauben an die Liebe nennen könnte. Die Liebe ist ja im Endeffekt in allen Religionen der Grund und Boden. Aber woher alles kommt und wohin es führt, ist mir immer weniger klar. Was etwa nach dem Tod kommt, ist auch unwichtiger geworden. Wichtig ist eher: Was ist jetzt?

Im Bernhard-Theater haben Sie das Format «Heiliger Bernhard» initiiert. Was ist ein «heiter-philosophisch spiritueller Stammtisch»?

Das Theater entsprang ja im Prinzip den religiösen Riten, jedenfalls bei den Griechen. Religion und Theater gehörten zusammen. Heute ist alles wie in unterschiedliche Kästchen versorgt: In der Kirche denkt man über den Sinn des Lebens nach, im Theater unterhält man sich, in einem Seminar diskutiert man philosophische Abhandlungen. Wir wollen diese Kästchen ein bisschen aufbrechen und es möglich machen, in einer Theater-Atmosphäre über spirituelle Themen zu reden. Das ist ein spielerischer Weg, wieder neue Zugänge zu öffnen, Grenzen aufzuheben – auch die Grenzen zwischen den verschiedenen Religionen.

Interview: Thomas Illi

Christoph Biedermann



Tipp

Film

Dokumentation eines schweren Abschieds

Die Bewohnerinnen und Bewohner des Dorfes Mitholz im Berner Kanton fühlen sich belogen, hintergangen und ratlos. Jahrzehntlang wurde ihnen Sicherheit vorgegaukelt, nun muss das Dorf wegen des ehemaligen Munitionslagers der Schweizer Armee geräumt werden. Der Dokumentarfilm «Mitholz» erzählt von Vertrauensmissbrauch, von Versäumnissen des Staates und von Abschied.

Eigentlich wollte Theo Stich der Geschichte der Explosion im Munitionslager Mitholz von 1947 auf den

Grund gehen, als er Anfang 2017 mit diesem Film begann. Ein Jahr später – mitten in seinen Recherchen – nahm die Geschichte unversehens eine überraschende Wendung: Munitionsfachleute kamen zum Schluss, dass die Sicherheit des Dorfes nicht mehr gewährleistet werden könne. Im Februar 2020 beschloss das VBS dann, dass Mitholz geräumt werden solle.

Der Film dokumentiert, was danach folgte: die Informationsveranstaltungen, das Hadern mit dem Schicksal und der Abschied von einem Dorf, in das viele wohl nicht mehr zurückkehren werden. nop

Mitholz. Die explosiven Hinterlassenschaften der Armee. Regie: Theo Stich, 80 Min., Kinostart: 26. August, www.frenetic.ch



Hanna Scheuring spielte einst in der Sitcom «Fascht e Familie» und leitet heute das Bernhard-Theater. Foto: zvg